



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

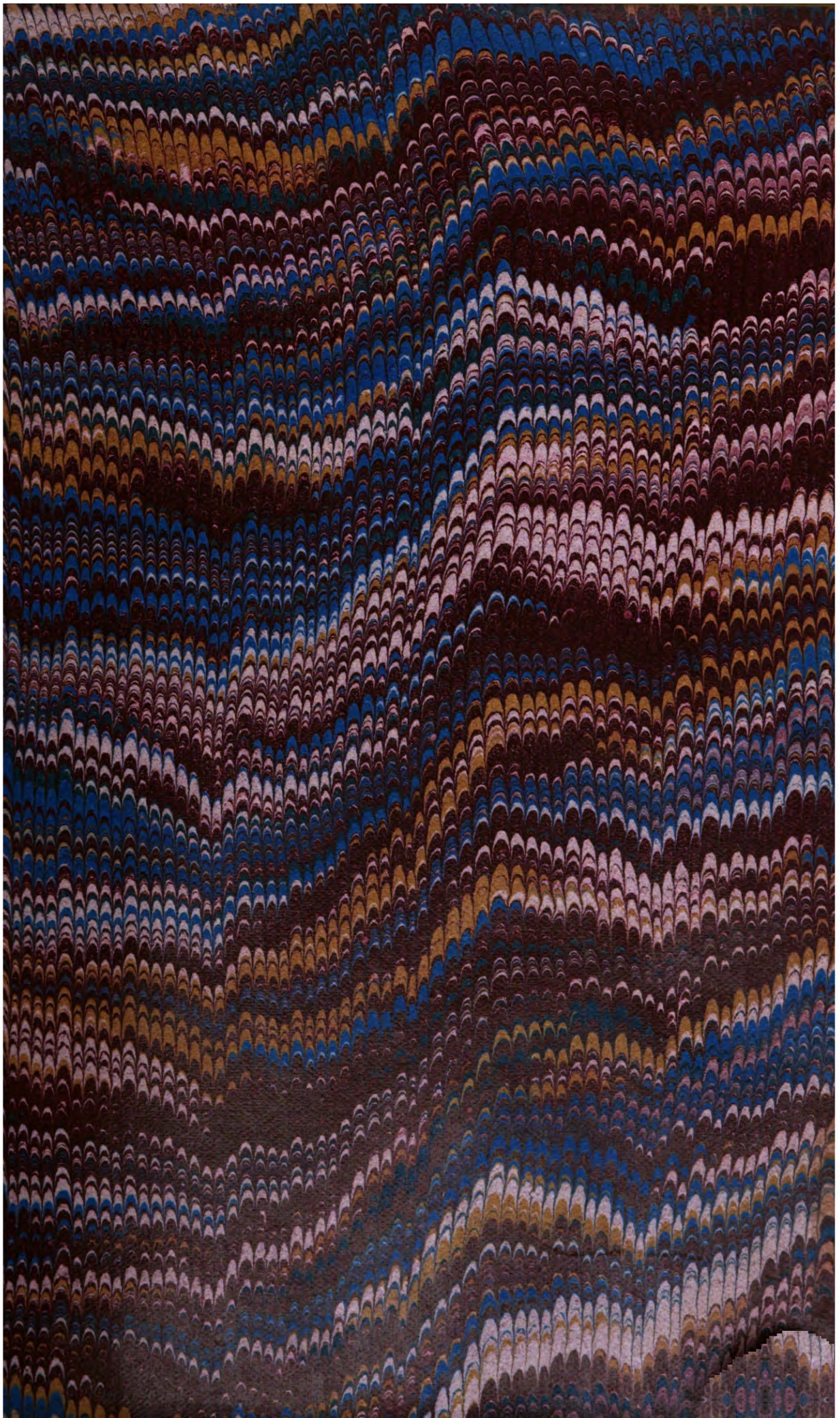


✓ ~~258014~~

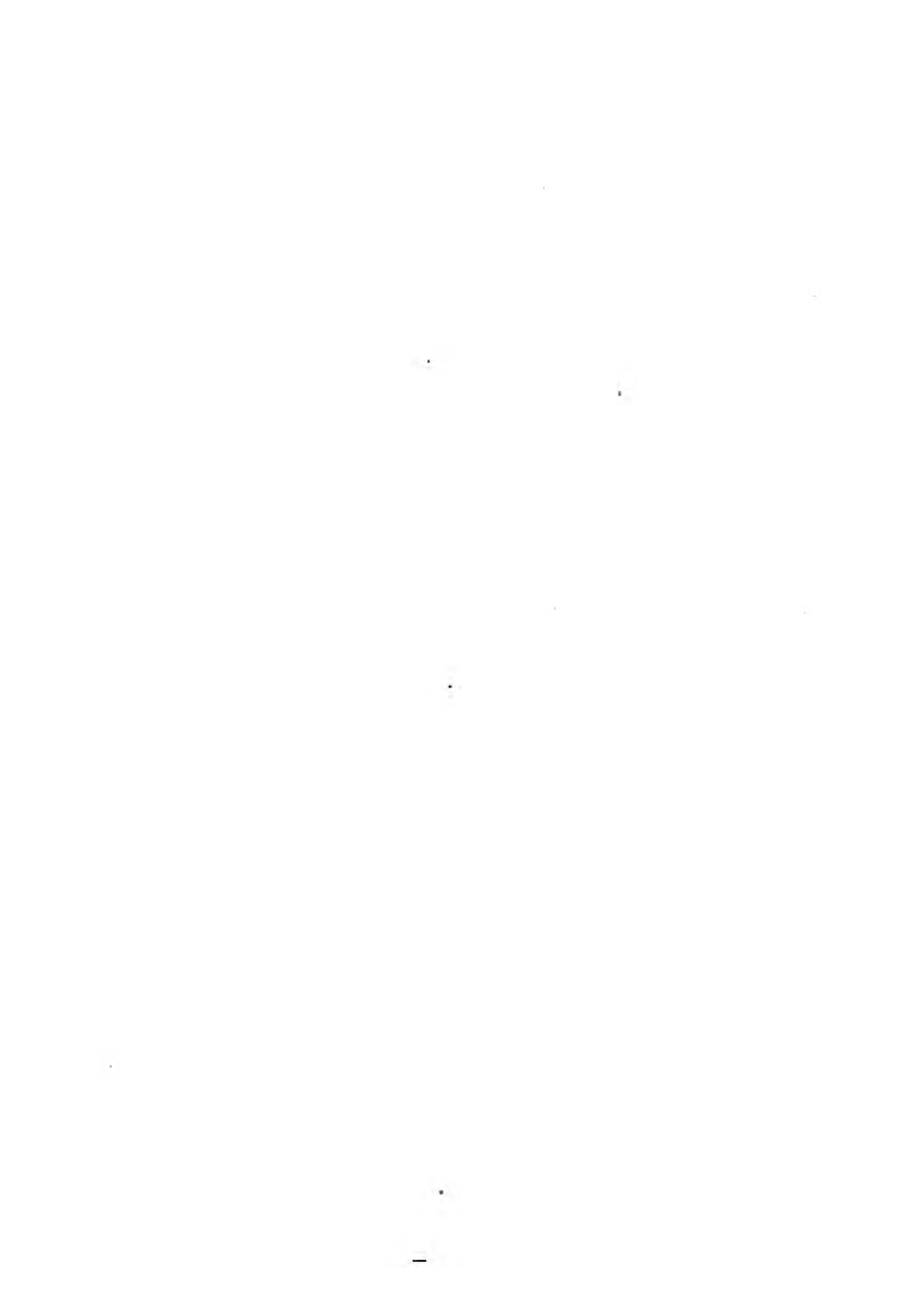
~~HO 523 A. 1~~



REP. G. 13923



Was man sich in Venedig erzählt.



Was man sich in Venedig erzählt.

Nach italienischen Quellen

von

Robert Hamerling.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. f. Richter)

Königliche Hofverlagshandlung.

1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. f. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

	Seite
I. Die Riva de Biasio	3
II. Der Raub der Venezianerinnen	11
III. Der ponte della donna onesta	17
IV. Der ponte delle maravaglie	25
V. Der Montag des Lido	32
VI. Die weiße Frau im Schlosse von Collalto	36
VII. Ein Frauenschicksal	65



I. Die Riva de Biasio.

Die sogenannte Riva de Biasio ist eine der langen schmalen Uferstrecken, die mit venezianischem Ausdruck auch *fondamenta* genannt werden. Sie liegt im Pfarrbezirk von San Simeone, gegenüber der Kirche San Geremia, von welcher die Breite des Canal grande sie trennt.

Der Name dieser Riva schreibt sich von einer düsteren Begebenheit her, deren Schauplatz vor langer Zeit sie war. Es geht nämlich im Munde des venezianischen Volks die Sage, ein gewisser Biasio habe auf jener Riva eine Schenke gehalten, und mit dem Geschäfte des Wirthes habe er zugleich das eines Auskochers verbunden. Gondoliere, Matrosen, Handwerksleute u. dgl. sprachen zahlreich bei ihm ein. Er verstand sich insbesondere darauf, ein gewisses Ragout zu bereiten und so zu würzen, daß man nicht unterscheiden konnte, welche Art von Fleisch dazu verwendet worden sei. Der Geschmack desselben war ausgezeichnet; der Preis mäßig, und die Schüssel dampfte immer frisch: so hatte er denn eine große Kundschaft und verdiente vieles Geld.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher Freund Biasio zu allgemeiner Zufriedenheit sein leckeres Ragout auszukochen fortfuhr, verlautete bald in diesem, bald in jenem Stadttheile Venedigs die Kunde von einem verlorenen Knäblein oder Mädchen, von welchem, des fleißigsten Suchens ungeachtet, keine Spur mehr aufgefunden werden konnte. Die Fälle mehrten sich, und man durchsuchte auf Unordnung der Behörden die Kanäle, ob die Kinder nicht etwa im Wasser umgekommen seien. Aber Alles war vergebens. Das Gerede unter den Leuten und der Schrecken der Familien wuchs mit jedem Tage; die Einen wollten die Sache auf einen geheimen Frevel zurückführen, Andere meinten, es sei wohl gar eine ruchlose Zauberkunst im Spiele; für eine bestimmtere Vermuthung aber, die einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte, wollte sich nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben.

Unter solchen Umständen kam eines Tages ein Gondolier in die Taverne Biasio's, um dort, wie er es seit längerer Zeit gewohnt war, sein Frühstück einzunehmen. Der Mann forderte einen Teller des mehrerwähnten Ragout und machte sich, nachdem er es erhalten, mit vielem Appetit darüber her. Während er nun so sichs wohl behagen ließ, da kam ihm plötzlich etwas Hartes und Scharfes zwischen die Zähne, wovon er sich nicht gleich zu deuten wußte, was es sein möchte. Demnach nahm er besagten Gegenstand mit dem Finger aus dem Mund, und als er ihn vors Auge gebracht — was findet er? Einen fingernagel, einen ganz kleinen fingernagel, der augenscheinlich nur vom Finger eines Kindes stammen konnte. Wiewohl entsetzt, schweigt der Mann

und durchsucht unbemerkt den Teller genauer; siehe da! ein zweiter, ein dritter Fund von gleicher Art — kein Zweifel, es sind menschliche Fingernägel.

Mehr vor Entsetzen als aus Ueberlegung schweigend, bezahlt der Gondolier den Wirth und entfernt sich. An seinem Standort angekommen, erzählt er den Vertrautesten seiner Genossen, was ihm begegnet, und weist ihnen das Gefundene zur Befräftigung seiner Aussage vor.

Es treffen sofort vier von den Männern eine geheime Verabredung. Zur gewohnten Stunde begeben sie sich, scheinbar in ganz harmloser Absicht, in die Taverne Biaffio's.

„Guten Morgen, Freund Biaffio!“

„Guten Morgen!“

„Was gibt es Neues?“

„Steigt euch nicht schon der Duft in die Nase? Das ist heut ein Stück, wie ihr noch keins gekostet habt. Ein wahres Manna des Himmels!“

„So gib uns nur gleich für acht Personen; es sind unser nur vier, aber wir wollen uns heute einmal gütlich thun. Laß in der oberen Kammer anrichten; wir möchten gerne für uns sein und volle Freiheit haben.“

„Sogleich sollt ihr bedient sein,“ rief der geschäftige Wirth, und eilte, den Auftrag auszurichten. Als nun nach kurzer Frist die Gondoliere das dampfende Gericht vor sich auf dem Tische hatten und sich allein sahen, schlossen sie die Thür von innen ab, und nachdem sie solchergestalt sich gesichert vor Ueberraschung oder Beobachtung, gingen sie daran, den Inhalt der ihnen vorgesezten Schüssel aufs Sorgfältigste

zu durchsuchen. Nicht bloß Fingernägel fanden sich diesmal, sondern auch kleine Knochen- und Gliederstücke von Fingern, ja sogar ein Kinderzahn wurde herausgefischt.

Der Entschluß der Gondoliere war bald gefaßt. Sie riefen den Wirth zu sich hinauf, und kaum war er eingetreten, so verriegelten sie hinter seinem Rücken die Thür, und einer von ihnen redete ihn mit anscheinender Kaltblütigkeit folgender Maßen an:

„Biasio, dein Gericht ist heute so ausgezeichnet, daß wir dir deswegen wohl einige Ehre anthun müssen. Du sollst bei unserm fröhlichen Male den Vorsitz führen! Wohlan! thu' nicht so spröde; hier ist der leere Platz für dich. Laß dich nieder und greif' als der Erste zu. Es lebe die Gesellschaft!“

Biasio war betroffen; er wollte sich losmachen, aber es half nichts; seine Gäste nöthigten ihn auf die Bank nieder und forderten ihn von Neuem auf, sichs wohl schmecken zu lassen. Zuletzt ergriff er, dem Zwange weichend, eine Gabel, und spießte einen Bissen damit auf; aber er betrachtete ihn erst noch von allen Seiten, drehte ihn rechts und drehte ihn links und schien nicht recht zu wissen, wie er ihn in den Mund stecken sollte.

„Nun,“ rief einer von den Männern, „hast du keine Lust zu essen?“

„Sollen wir glauben,“ fiel ein Anderer ein, daß du das Ragout vergiftet hast?“

„Oder daß du es mit Menschenfleisch gewürzt hast?“ fuhr ein Dritter heraus.

Bei diesen Worten fiel dem Wirth die Gabel aus der Hand. Vor den Blicken der Gondoliere, die durchdringend auf ihn gerichtet waren, schlug er die Augen nieder, erbleichte und fing am ganzen Körper an zu zittern.

Zur Wuth entflammt durch diese deutlichen Zeichen seines Schuldbewußtseins, sprangen Einige von den Männern auf und wollten den Derruchten sogleich zu Boden schlagen.

„Barmherzigkeit!“ ächzte dieser, während ihm die Augen vor Todesangst aus ihren Höhlen traten; „Barmherzigkeit! ermordet mich nicht! Laßt mich nicht mit einer Todsünde auf dem Gewissen sterben! Laßt mich nur erst beichten . . .“

„Bekenne zuerst un's,“ rief man ihm entgegen; „ist dieses Fleisch nicht Menschenfleisch? Sind das nicht die Glieder unschuldiger Kinder, wie du sie seit Monaten in den Kessel zu werfen und deinen Gästen vorzusetzen pflegtest?“

„Ach,“ winselte der Verbrecher (bei welchem, wie das immer der Fall ist, die Feigheit mit der Derruchtheit gleichen Schritt hielt), ach, die Noth trieb mich Anfangs dazu . . . aber heute, eben heute hatte ich bei mir selbst geschworen, daß ich es nie wieder thun würde . . .“

„Eben heute?“ rief ein Gondolier. „O du elender Heuchler und Lügner!“ — „Steh' auf, du Hund,“ fuhr er fort, indem er ihn am Halse faßte und vom Boden empor riß. „Nun wirst du uns ohne Verzug an den Ort führen, wo du dein gräuliches Schächterhandwerk getrieben hast; wir wollen ihn sehen!“

Damit schleppten die Männer den Zitternden die Stiege hinab, und als sie unten angelangt waren, wo eine Menge

von Neugierigen, durch den Lärm herbeigeloct, offenen Mundes das ihnen unerklärliche Schauſpiel anſtarrte, da rief ein Gondolier mit lauter Stimme:

„Kommt, kommt mit uns! Ihr ſollt ſehen, womit der wackere Biaſio uns ſeit Monaten bewirtheet hat!“

Von allen Seiten durch fürchterliche Drohungen gedrängt, wies Biaſio zuletzt ſeinen Begleitern eine Fallthür, die ſich in einem Winkel der Küche befand, verdeckt durch einen Haufen Holzes und durch anderes Geräth. Man öffnete dieſe Thür, und es wurde im Dunkel eine nach abwärts führende Stiege ſichtbar. Neugierig drängten alle Anweſenden ſich dahin, ſtiegen die Treppe hinab und gelangten in ein finſteres, unterirdiſches Gemach . . .

Hier aber ſträubt ſich die Feder, das Gräßliche zu ſchildern, das den Blicken ſich darbot . . .

In der Mitte des Raumes ſtand eine breite Tafel, über welcher von der Wölbung eine eiferne Lampe niederhing, die unter dichten, ſtinkenden Rauchwirbeln ein düſteres Licht verbreitete. Die Tafel war von Schmutz bedeckt, von den Seiten tröpfelte Blut auf den Boden nieder, und mitten auf derſelben lag der Leichnam eines zwei- bis dreijährigen Kindes, an welchem bereits Kopf und Arme fehlten. Ein blutbefudelttes Meſſer lag in der Nähe; neben dem Tiſche, auf dem Boden, ſtand ein Gefäß, beſtimmt, das Blut aufzufangen: in der That enthielt es davon eine ſchwarze, geronnene Maſſe. Unter dem Tiſche lag ein häßlicher Hund, der an den vom Tiſche gefallenem Knochen nagte. Die eingekloſſene Luft dieſes unterirdiſchen Ortes verbreitete einen

fast unerträglichen Todtengeruch. In einiger Entfernung vom Tische sah man eine Vertiefung, die in einen Kanal auslief: dorthin pflegte der Unmensch die unbrauchbaren Ueberreste seiner Schlachtopfer zu werfen.

Nach wenig Augenblicken machte der Schauder vor diesem Anblick sich in einem Schrei des grimmigsten Unwillens Luft. Unter Flüchen und Mißhandlungen wurde der Verbrecher aus dem Hause hinaus und durch die Gassen geschleppt, die in einem Augenblick von der fürchterlichen Neuigkeit erfüllt waren. Zuletzt den Händen der Gerechtigkeit überliefert, gestand Biasio Alles: mehr als zwanzig Kinder hatte er in wenig Monaten geschlachtet, und einige hundert Personen hatten von der gräßlichen Speise genossen. Als seine Helferin bezeichnete der Auskocher ein verworfenes altes Weib, das im Rufe von Giftmischerei und Zauberei stand. Diese war es, von welcher der teuflische Rath und die Anleitung, ein Ragout mit beigemischtem Menschenfleisch zuzubereiten und zu würzen, herstammte. Man ging nach ihr aus, um sie in den Kerker zu werfen, aber sie war der öffentlichen Gerechtigkeit zuvorgekommen. Sie wurde erhängt am Thürpfosten ihres Wohngemachs gefunden.

Dem Brauche jener Zeiten gemäß, wurde Biasio zuerst auf unterschiedliche Weise gemartert und zuletzt zwischen den Säulen der Piazzetta an den Galgen gehängt. Sein Leichnam wurde den Flammen überliefert und seine Asche in die Winde gestreut. Sogar das Haus, das er zum Schauplatze seiner Frevel gemacht hatte, wurde von Grund aus niedergerissen.

Diese Geschichte gilt als eine beglaubigte Thatsache. Es gibt Personen, die noch das Todesurtheil Biasio's in einem Verzeichnisse von Hingerichteten aus alter Zeit gelesen haben wollen. So viel ist gewiß, daß der Name der Riva de Biasio fort und fort besteht, und daß Jedermann im venezianischen Volke die Geschichte von dem Auskocher Biasio zu erzählen weiß, der an jener Riva kleine Kinder schlachtete und aus ihren Gliedern den Gästen ein köstlich gewürztes Ragout vorsetzte.



II. Der Raub der Venezianerinnen.

Es war der 31. Jänner des Jahres 943 oder 936, wie Andere wollen, unter der Regierung des Dogen Pietro Candiano II., als eine Schar anmuthiger Jungfrauen mit Körbchen in den Händen, in welchen sich goldene Schmucksachen und andere Gegenstände hochzeitlicher Ausstattung befanden, versammelt und neben einander gereiht in der Kirche San Pietro standen, angethan mit Feierkleidern, auf den Wangen züchtiges Roth und das Herz bewegt durch die Vorstellung des herannahenden Augenblickes, der ihr harmloses Mädchenleben in den halbersehnten, halb gefürchteten Frauenstand verwandeln sollte.

In einem anderen Theile der Kirche waren Jünglinge versammelt, die Blicke voll Zuneigung und Hoffnung nach ihren Auserwählten hinübersandten, während zitternde Mütter und betagte Väter, auf ihren Knien liegend, aus der Tiefe des Herzens heiße Gebete und Wünsche für das Glück ihrer geliebten Kinder zum Himmel emporschickten. Auf dem Altar und an den breiten Wänden der Kirche brannten hellleuch-

tende Wachskerzen, und der Bischof schickte sich an, umgeben von seinen Domherren, die Stufen des Altars hinaanzusteigen und die allgemeine Hochzeitmesse zu lesen. . . .

Mit den Persern und den Babyloniern, von welchen Herodot und Strabo berichten, hatten die ältesten Venezianer die Art und Weise gemein, die Heiraten zu schließen. Sie betrachteten nämlich die Mädchen als Töchter des Gemeinwesens, und zu einer gewissen, festbestimmten Zeit pflegte man alle Heiratsfähigen in einer Kirche oder an einem andern, hierzu erwählten Orte zu vereinigen. Dorthin kamen dann auch die heiratslustigen jungen Männer, hielten, so zu sagen, Musterung über die Bräute und wählten Jeder für sich diejenige aus, die nach seinem Herzen war.

Im 9. und 10. Jahrhundert fand dieser öffentliche Vorgang jedesmal in der Kathedrale von San Pietro d'Oliveto statt, wie der Chronist Laurentius de Monacis und Andere bezeugen.

Der geneigte Leser begreift nunmehr die Scene, mit deren Schilderung wir diese Erzählung eröffnet haben.

Ein heiliges Schweigen herrschte im Gotteshause, Alles athmete feierliche Sammlung und Andacht

Plötzlich wurden mit ungeheurem Getöse von außen die Thürflügel weit aufgerissen, und ein Schwarm von Männern mit trotzigen Gesichtern, nach Seemannsart gekleidet, Dolche zwischen den Zähnen und verschiedene Waffen in der Hand, drang mit wildem Ungestüm herein und stürzte sich auf die knieenden Mädchen nicht anders als ein Schwarm räuberischer Adler auf einen Zug weißer Tauben. Diese,

bestürzt, erbleichend, stoßen flehende Rufe aus; aber die Räuber fassen sie mit den kräftigen Armen an und schleppen sie mit-sammt den Körbchen, die ihre Schätze enthalten, schonungslos und eilig zur Kirche hinaus.

Die jungen Männer und das gesammte, in der Kirche vereinigte Volk fielen, nachdem sie von der ersten Bestürzung sich erholt, über die Räuber her. Es entspann sich ein wildes Handgemeng, von allen Seiten aber erliegen die Wehrlosen dem schlagfertigen Gegner, und es gelang diesem, mit seinem Raube die bereit stehenden Fahrzeuge zu erreichen. Die weißen Schleier vom Blute der Jhrigen bespritzt, strecken die Jungfrauen mit herzzerschneidendem Geschrei die Arme zum Himmel aus. Die Räuber aber, der Ohnmacht des unbewaffneten Haufens spottend, setzen die Schiffe in Bewegung und fahren zum Hafen hinaus, den Schauplatz ihrer Unternehmung in eiliger Fahrt verlassend.

Es war dies eine Horde istriantischer Piraten, welche, seit langer Zeit geschworene Feinde des venezianischen Namens, diese Gelegenheit benützen wollten, die Jungfrauen sammt den Werthsachen, die sie in den Körbchen trugen, in ihre Gewalt zu bringen.

Zu diesem Zwecke waren sie mit einer Galere und einer Brigantine gegen Venedig gesegelt, und nachdem sie diese Fahrzeuge zu Tre-porti, einem Ort am Meer in der Nähe der Stadt, vor Anker gelegt, waren sie nach Venedig gekommen, und hatten sich, während der Nacht, die diesem verhängnißvollen Tage voranging, in einem Versteck gehalten. Aus diesem brachen sie nun im bestimmten Augenblick hervor,

und erreichten durch Verwegenheit und Schlaueit ihren Zweck vollständig.

Wiewohl im ersten Augenblicke bestürzt und rathlos, waren die Venezianer doch alsbald entschlossen, den Piraten nachzueilen. Von allen Seiten erschallt der Ruf zu den Waffen, man setzt Fahrzeuge in Bereitschaft; die Männer fluchen, die Frauen jammern; der letzte Tag der Republik schien angebrochen.

Der Doge selbst bestieg ein Schiff, und ihn umgab eine tüchtige Schar Soldaten, verstärkt durch eine Anzahl Männer aus der Zunft der Kesselmacher, die eine Gasse des Bezirks von Santa Maria Formosa bewohnten. Unter den Leuten aus dem Volke nämlich, welche auf den Allarmruf herbeieilten, hatten sich die Kesselmacher als die ersten und eifrigsten gezeigt; sei es, daß ein besonderes Interesse die angesehensten unter ihnen mit einigen der geraubten Mädchen verband, oder daß sie zufällig in größerer Anzahl bei dem Ereigniß anwesend waren. Diese Männer also zerschlugen die Kessel, welche sie eben fertigigten oder schon vorräthig hatten, und machten sich in aller Eile Schilde daraus. Sie bewaffneten sich mit den Zangen, den Hämmern und allen Werkzeugen ihres Gewerbes, welche zum Angriff oder zur Vertheidigung tauglich waren, und schlossen mit dem Rufe „Tod den Narentinern!“ sich dem Dogen an.

So machte sich denn dies Häuflein von Tapferen, nachdem es den Segen des Bischofs empfangen, zur Verfolgung der Räuber auf, während ein Jeder von ihnen fortwährend den Hilferuf der Unschuldigen zu hören glaubte, die gegen die rohen Barbaren sich vergebens zur Wehre setzten.

Nach ihrer eiligen Flucht sich vollständig sicher glaubend, waren die Narentiner nach Tre-porti zurückgekehrt. Sie theilten dort sowohl die Mädchen als die Beute unter sich, und überließen sich sorglos ihren Vergnügungen.

Man denke sich den Zustand, in welchem die armen Geraubten sich befanden, entrissen ihren Lieben, in der Gewalt roher, verworfener Menschen, auf fremdem Boden — schüchterne, sittsame Jungfrauen, auferzogen im Frieden und in der Unschuld des väterlichen Hauses!

Berauscht vom Weine machen die Narentiner sich auf, ihre Fahrzeuge wieder zu besteigen, als man in weiter Entfernung auf dem Meere, von der Seite Venedigs, ein weißes Segel glänzen sah, dann ein zweites und ein drittes — „Die Venezianer! Die Venezianer!“ erscholl es in den Reihen der Piraten, „wir sind verfolgt!“ So sehr als möglich beschleunigen sie ihre Flucht, aber die Venezianer bleiben fortwährend auf ihrer Spur, verfolgen sie einen ganzen Tag lang und erreichen sie zuletzt in den Gewässern von Caorle. Mit Löwenmuth greifen sie den Gegner an, ein heftiger Kampf entspinnt sich, aber die Venezianer hatten die Uebermacht, und nach erbitterter Gegenwehr, aufgerieben bis auf Wenige, mußten die Piraten den Siegern sowohl ihre Fahrzeuge als ihre Beute überlassen.

Am 2. Februar, dem Tage vor Mariä Reinigung, während die Abendsonne bereits ihre Strahlen auf die blaue Adria warf, sahen die in dichten Scharen herbeigeeilten Venezianer am fernen Horizont die Flaggen ihrer heimkehrenden Fahrzeuge flattern. Von welchen Freuden- und

Segensrufen erscholl in diesem Augenblicke das sonst einsame Ufer! In der raschen Heimkehr der Ihrigen erblickten Alle ein sicheres Zeichen des errungenen Sieges, und schon tönten zur Bestätigung vom Meere her die Begrüßungen und Jubelrufe der Kommenden.

Wir verzichten darauf, die Freudenbezeugungen der Menge zu schildern, die da statt fanden, als der Doge von seinem Schiffe herabstieg, begleitet von den zwölf wiedereroberten Mädchen und den tapfern Kesselmachern, die am Verdienste des Sieges den größten Antheil hatten.

Nun dachte man aber auch daran, diese Braven für ihre geleisteten Dienste zu belohnen. Der Doge berief die Vertreter ihrer Zunft zu sich und verkündete ihnen, er sei bereit, jede Gnade, die sie von ihm erbitten würden, zu gewähren. Die wackeren Männer verlangten nichts Anderes, als daß der Doge, zum ewigen Andenken an jene Unternehmung, sich jährlich in Begleitung aller Würdenträger der Republik in der Kirche ihres Pfarrbezirkes, S. Maria Formosa, begeben, und zwar gegen Abend — denn zu dieser Zeit war der Sieg erkämpft worden —, um dort dem Herrn ein Dankgebet für den verliehenen Sieg über die Piraten darzubringen.

Mit Freuden sagte der Doge zu, und der venezianische Kalender war um einen Festtag reicher.



III. Der ponte della donna onesta.

In jener Zeit, als die Venezianer noch nicht die gutmüthigen, wohlgesitteten Leute waren, die sie heutzutage sind, sondern ein rauhes, in blutigen Fehden fast verwildertes Volk, wie die Bewohner von ganz Italien in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters, in jener Zeit geschah es, daß in einem jetzt verschwundenen Hause, welches gegen den später sogenannten ponte della donna onesta gewendet war, ein ehrlicher Schwertfeger seine Werkstatt aufgeschlagen hatte. Meister Giovanni — dies war sein Name — besaß ein schönes und sehr tugendsames Weib, Namens Ginevra; das er erst vor Kurzem sich angetraut hatte.

Ein junger Edelmann von alter, einflußreicher Familie, dessen Namen die Ueberlieferung verschweigt, erblickte bei Gelegenheit eines öffentlichen Schauspiels in der Volksmenge die schöne Ginevra und wurde von heftiger Leidenschaft für sie ergriffen. Uebermüthig, wie er war, und nicht gewohnt, seinen Neigungen einen Zügel anzulegen, verfolgte er von

jenem Augenblick das sittsame Weib auf allen Wegen und Stegen, so frech, daß seine Begegnung ihr die Schamröthe ins Gesicht trieb. Und dennoch konnte sie sich nicht entschließen, ihren Gatten davon zu benachrichtigen, denn sie fürchtete mit Recht, daß Giovanni bei dieser Nachricht sich zu einem unbedachten Schritte gegen den mächtigen Patricier hinreißen lassen und ein verderbliches Unheil heraufbeschwören könnte.

Meister Giovanni war im Uebrigen, wiewohl auf Wahrung seiner Ehre mit Eifer bedacht, nicht eben eifersüchtig; im Gegentheil, er hatte ein beinahe blindes Vertrauen auf die Tugend des Weibes, in welchem er, und nicht mit Unrecht, einen Engel an Tugend und Züchtigkeit erblickte.

Der Edelmann fing an, seinen Bedarf an Waffen von Meister Giovanni zu nehmen, und unter anderen Bestellungen, die ihm einen Vorwand boten, die Werkstatt des Schwertfegers öfter zu besuchen, trug er diesem eines Tages die Anfertigung eines kurzen Dolches auf, der von feinstem Stahl und mit ciselirtem Griff versehen sein sollte. Dies Waffenstück kostete dem Meister eine lange und angestrengte Arbeit, und er setzte seinen Stolz darein, bei dieser Gelegenheit ein Meisterstück zu liefern, geeignet, den guten Ruf seines Namens weithin zu verbreiten.

Ginevra leistete oft in Mußestunden ihrem Manne bei seinen Arbeiten Gesellschaft. Als sie ihn nun so eifrig und lange mit der Vollendung jenes Dolches beschäftigt sah, so fragte sie arglos um den Namen des Bestellers. Als nun der Meister ihr den Namen des Edelmannes nannte, da

erbleichte Ginevra und sie wußte selbst sich nicht Rechenschaft zu geben, welche Unglücksahnung, wie ein mörderischer Stich, in jenem Augenblick ihr Inneres durchdrang.

„Die Waffe ist vortrefflich,“ sagte Meister Giovanni, „und so fein, als nur ein Fürst sie verlangen kann. Ich bin stolz darauf. Nur die Spitze will mich noch nicht ganz befriedigen; ich möchte sie schärfer haben“ Damit ergriff er ein Werkzeug, um seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben.

Ginevra betrachtete inzwischen den Mordstahl mit einem eigenthümlichen Schauer.

„Ich wette,“ sagte sie zu ihrem Gatten mit erzwungenem Scherz, „ich wette, daß man sich mit diesem Dolche den Tod geben kann, ohne Schmerz zu empfinden, so blank ist er und so scharf!“

„Ganz richtig,“ versetzte der Meister. „Wenn man diese Spitze an die Brust ansetzt, so dringt sie von selbst ein; besonders“ — fügte er mit schalkhafter Galanterie hinzu — „wenn es eine so zarte Brust ist wie die Deinige.“

Dabei drückte er einen Kuß auf die Stirn seines Weibes und bemerkte nicht, daß sie denselben mit einem Seufzer erwiderte.

Wenige Augenblicke nach diesem Zwiegespräch trat der Edelmann ein. Ginevra erhob sich und wollte das Gemach verlassen.

„Bleibt doch, bleibt, schönes Weibchen,“ rief der galante Kavalier, indem er einen flammenden Blick auf Ginevra warf. „Ich bin ja kein Türke, daß Ihr mich

fürchten solltet . . . Da seht nur einmal," fuhr er zu Meister Giovanni gewendet fort, „Eure Ehefrau fürchtet sich vor mir!“

„Ei, Ginevra," sagte dieser, „sei doch nicht prüde; der gnädige Herr erlaubt, daß du hier bleibst.“ — „Verzeiht," setzte er hinzu, „sie ist ein wenig schüchtern, ein wenig verwirrt; sie hat noch etwas von einem Mädchen an sich, aber es ist eine Perle von einem Weibe!“

Das Gespräch wendete sich sodann auf den Dolch, den der Edelmann vortrefflich gelungen fand und über die Maßen lobte. Auch bezahlte er denselben sehr großmüthig. Er befestigte ihn hierauf an einem sammtenen, mit Gold verzierten Gürtel, den er unter dem Oberkleide um den Leib trug, und während er selbstgefällig die schöne Wirkung bemerkte, die der glänzende Stahlgriff auf dem blauen Sammt des Wammes machte, rief er aus:

„Schade, daß die Waffe nicht hier auf der linken Seite frei herabhängt; es würde einen schönen Anblick geben, wenn er beim Gehen baumelte und in der Sonne schimmerte. Zwei Kettchen würden ihn wohl leicht am Gürtel festhalten? Was meint Ihr?“

„Ich denke wohl.“

Darauf nahm der junge Kavalier eine goldene Kette, die ihm über die Brust hing, zerbrach sie in zwei Hälften und reichte sie dem Meister mit den Worten:

„Da nehmt! befestigt sie an der Scheide des Dolches; ich lasse Euch auch den Gürtel hier, damit Ihr die Sache in Ordnung bringt. Gegen Abend komme ich wieder, um Alles abzuholen.“

„Gegen Abend werde ich nicht zu Hause sein,“ versetzte Meister Giovanni; „ich muß eines Geschäftes wegen ausgehen; aber ich kann ja meinem Weibe Alles übergeben, damit Ihr es aus ihren Händen empfanget.“

Ginevra warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten, aber sie wagte keinen Widerspruch. So blieb es bei der getroffenen Uebereinkunft, und der Edelmann entfernte sich.

Als der Abend herannahte und Meister Giovanni das Haus zu verlassen sich anschickte, bat ihn seine Gattin, er möge sie mit sich nehmen.

„Warum nicht gar?“ erwiderte dieser. „Hast du denn vergessen, daß der Edelmann sich einfinden wird, um seinen Dolch und seinen Gürtel abzuholen? Er ist ein freigebiger und großmüthiger Herr: Kundschaften wie diese muß man rücksichtsvoll behandeln.“

„Aber wann gedenkt Ihr heim zu kommen?“

„So rasch als möglich.“

„Macht Ihr einen weiten Weg?“

„Was kümmert dich das?“

„Ich möchte nur erfahren, ob Ihr bald wieder zurückkehren werdet.“

„Höre, wenn ich mich zufällig ein wenig verspätete und du nicht gerne allein bleiben wolltest, so würde wohl die Nachbarin Marinetta bereit sein, dir ein wenig Gesellschaft zu leisten?“

„Auch ich habe schon daran gedacht.“

„Auf Wiedersehen also!“

„Auf Wiedersehen!“

Damit entfernte sich der Meister in vollster Gemüthsruhe. Ginevra dagegen, in mühsam verhehlter innerer Aufregung, ging, ihre Nachbarin einzuladen. Unglücklicher Weise traf sie dieselbe nicht zu Hause. Dieser Umstand steigerte ihre Verlegenheit auf einen peinlichen Grad.

Der Weiberjäger hatte inzwischen im Verborgenen auf den Augenblick gelauert, wann der Schwertfeger sein Haus verlassen würde. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, seit er diesen aus der Thüre des Hauses hatte treten sehen, so stand er selbst bereits vor dieser und verlangte pochend Einlaß. Ginevra mag nicht wenig erschrocken sein und noch eine Zeit lang in äußerster Verlegenheit geschwanzt haben — endlich aber mochte sie erkannt haben, daß ihr keine Wahl bliebe: die Thür öffnete sich, und der Edelmann trat ein. —

Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, als der junge Mann das Haus Giovanni's scheu um sich blickend und in überstürzter Eile wieder verließ.

Erst viel später, als es schon tiefe Nacht geworden, kehrte der Meister heim, in bester Stimmung, denn die Angelegenheit, um derentwillen er ausgegangen war, hatte die erwünschteste Erledigung für ihn gefunden. Er freute sich darauf, seiner Ginevra davon zu erzählen und ihr die volle Geldbörse zu zeigen, die er mit nach Hause brachte. Er pochte — Niemand öffnete; schon vorher war es ihm aufgefallen, daß das Fenster des Wohngemaches unbeleuchtet war, und daß ihm Ginevra nicht wie sonst, nachdem sie seine Rückkunft am Fenster erspäht, schon an der Thür

entgegenkam. Er klopfte stärker ein zweites, drittes Mal, immer ohne Erfolg.

Da kam ihm ein Gedanke. Sie mag wohl, so sprach er zu sich selbst, zu Marinetta hinübergewandert sein, da diese vielleicht nicht zu ihr kommen konnte. Eiligst begab er sich ins Haus der Nachbarin und war nicht wenig betroffen, seine Gattin auch hier nicht zu finden. Auf seine Einladung folgte ihm Marinetta; beide pochten wiederholt und riefen den Namen Ginevra's, aber im Innern des Hauses regte sich nichts.

Es blieb nun kein anderes Mittel übrig, als die Thüre zu sprengen. Als Meister Giovanni in das gewaltsam geöffnete Haus eintrat, traf er in seiner Werkstatt keine lebende Seele. Zur oberen Kammer hinaufsteigend, fand er auf der Treppe zu seiner nicht geringen Verwunderung den Gürtel des Edelmannes. Mit beschleunigten Schritten erreicht er die Thür der Kammer. Er öffnet sie rasch, und beim Schein des Lichtes, das Marinetta hinter ihm hertrug, sieht er sein Weib in der Nähe des Bettes auf dem Boden ausgestreckt, das Haupt an die Pfosten desselben gelehnt, rings um sie her verbreitete sich eine Blutlache. Einen furchtbaren Schrei ausstoßend, stürzte Meister Giovanni sich zur Entseelten nieder. Sie war kalt und starr, und in ihrer Brust steckte derselbe Dolch, von dem sie vermuthet hatte, daß er in die Brust eindringen würde, ohne Schmerz zu verursachen. —

Als die Kunde von diesem Ereigniß sich im Volke verbreitete, da wurde es allgemein als unzweifelhaft an-

genommen, daß das edle, züchtige Weib Giovanni's kein anderes Mittel gefunden, ihre Tugend und Ehre zu retten, als daß sie ihrem Bedränger den Dolch entriß und sich denselben in die Brust stieß. Den ehrlosen Versucher schützten sein adeliges Blut und der Einfluß seiner Familie, aber nach Jahren bekräftigte sein reumüthiges Bekenntniß den Glauben des Volkes, für dessen warmen Antheil an der heroischen That Ginevra's der fortwährend sich erhaltende Name des „ponte della donna onesta“ ein schönes Denkmal ist.



IV. Der ponte delle maraviglie.

In der Contrada de' Santi Gervasio e Protasio befindet sich eine kleine Brücke, die den Namen der „Wunderbrücke“, ponte delle maraviglie führt. Wollt ihr wissen, woher dieser Name sich schreibt? Der Venezianer gibt in einer äußerst sinnigen Erzählung darüber Aufschluß.

Am Ausgange des gedachten Brückchens stand vor Zeiten ein Haus, in welchem eine Familie wohnte mit sieben Töchtern, eine schöner als die andere, nur eine einzige darunter, Rosina genannt, war häßlich. Ein braver junger Gondolier kam oft in dieses Haus, und ohne in eine der sechs hübschen Schwestern verliebt zu sein, machte er doch allen ein wenig den Hof. Vielleicht that er unrecht, aber die Strafe erteilte ihn auch bald.

Während er nämlich früher als der gesündeste und kräftigste Bursche in der Nachbarschaft gegolten, fing er jetzt allmählig an zu kränkeln. Von Tag zu Tag vermehrte sich seine Magerkeit, er verlor die Farbe, seine Augen zogen sich immer tiefer in ihre Höhlungen zurück, er fühlte eine Schwere

im Kopfe, in den Beinen, und bald war er auch nicht mehr stark genug, das Ruder zu handhaben, was ihn am meisten betrübte, denn er war im Rufe gestanden, auf sein Handwerk sich meisterlich zu verstehen, und sein glühendstes Verlangen war, bei der in einiger Zeit bevorstehenden Regatta — so nennt man eine öffentliche Wettfahrt der venezianischen Gondolieri — sich einen ehrenvollen Preis zu erringen.

Der Kranke fragte bald diesen, bald jenen Arzt um Rath, versuchte bald dies, bald jenes Heilmittel, aber sein Uebel wurde nur immer ärger. Da brachte ihn zuletzt eine alte Frau, die er ebenfalls um Rath gefragt hatte, auf den Gedanken, es sei ihm irgendwo ein böser Zauber angethan worden. Da er nun fast mit Niemand, als mit der erwähnten Familie in Verkehr stand, so konnte sein Verdacht nur auf diese fallen, und nach langem Grübeln wurde in ihm die Vermuthung rege, die häßliche unter den sieben Schwestern, Rosina, mit welcher er, eben ihrer Häßlichkeit wegen, sich niemals abgegeben, habe dieser Zurücksetzung wegen sich an ihm rächen wollen, indem sie ihn behexte. Es fiel ihm nun erst auf, was er früher kaum bemerkt hatte, daß Rosina seit längerer Zeit sich immer zurückzog, wenn er kam, und seine Gesellschaft ängstlich mied. Der Gedanke, daß Rosina eine Hexe und das Siechthum seines Leibes ihr Werk sei, bemächtigte sich allmählig seines frankten Gemüthes und wurde für ihn zur fixen Idee, in deren Gewißheit er nicht mehr den geringsten Zweifel setzte.

Inzwischen kam der Tag der Regatta immer näher und der junge Gondolier fühlte sich immer sicher und kraft-

loser. Ausgeschlossen von dem Wettkampfe, in welchem er sich einen gewissen Triumph versprochen hatte, verfiel er immer mehr in düstere Schwermuth und gab sich ganz den bitteren Empfindungen hin, die sein Herz beherrschten. Insbesondere aber wuchs sein heimlicher Ingrimm gegen das weibliche Wesen, das er für die feindselige Urheberin seines Elends hielt. Ein schwarzer Rachegeanke erwachte in ihm und reifte zum Entschlusse. Zur Stunde, wo er Rosina allein im Hause wußte, wollte er sie überfallen und blutige Rache an ihr nehmen. Eine böse Zauberin aus dem Wege zu schaffen, schien ihm fast eine verdienstliche That.

Es war Charfreitag-Abend und jene, dem Gondolier befreundete Familie war mit Ausnahme Rosina's ausgegangen, die heiligen Gräber in den zahlreichen Kirchen ihrer Nachbarschaft zu besuchen. Diese Zeit wählte der junge Mensch zur Ausführung seines Vorhabens. Das Wohnhaus der Familie lag, wie gesagt, am Ausgang einer kleinen Brücke. Als nun der Gondolier über letztere hinschritt, stand er auf der Höhe derselben — diese Brückchen schwingen sich nämlich über die schmalen Kanäle meist in einem hohen Bogen und sind treppenartig abgestuft — eine Weile still und lehnte sich an das Geländer derselben, denn er fühlte sich schwach und seine Kniee zitterten.

Von dem Standpunkte aus, auf welchem er stand, fiel sein Blick auf die Fenster des Häuschens, welches das Ziel seines Ganges war. Eines dieser Fenster war zufällig offen, und der junge Gondolier konnte einen Blick in das Innere der Wohnstube werfen. Da bot sich ihm ein Anblick dar,

den er nicht vermuthet hatte. Rosina lag betend auf den Knien vor einem Bilde des Gekreuzigten.

Eine Zauberin und beten? Diese Wahrnehmung machte auf sein Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck. Es war inzwischen Abend geworden, und einzelne Sterne tauchten aus der Tiefe des Abendhimmels hervor. Als nun der Gondolier, von seltsamen Empfindungen ergriffen, seine Blicke wie zufällig nach oben richtete, da zeigte sich ihm ein neues Wunder. An einer Stelle des Himmels, so berichtet die Ueberlieferung, sah er sechs leuchtende Sterne zu einer Gruppe vereinigt, und daneben einen siebenten Stern, der klein und ohne Glanz war. Allmählig aber erblaßten die sechs hellen Sterne, der siebente aber dagegen fing an, mit wunderbarem Scheine zu leuchten, und sein Glanz wuchs dergestalt, daß er alle übrigen Sterne verdunkelte und zuletzt allein, groß und schimmernd wie eine Sonne, am Himmel stand.

Diese Wundererscheinung, die seinem aufgeregten Gemüth sich zeigte, tilgte alle Rachegeanken aus seiner Seele hinweg. Doch ergriff ihn ein unwiderstehlicher Drang, in das Haus einzutreten. Er klopfte an und es wurde ihm geöffnet.

Als Rosina seiner ansichtig wurde, färbten sich ihre blassen Wangen und ein leises Zittern durchlief ihre Glieder.

Der junge Gondolier faßte sie an der Hand, zog sie mit sich fort und führte sie geraden Weges vor das Kruzifix, das, von brennenden Kerzen feierlich umgeben, auf dem Tische stand, und vor welchem er Rosina knien gesehen hatte.

„Rosina,“ sagte er ohne Umschweife, „blick’ auf dieses

Kruzifix, angesichts dessen kein sterblicher Mensch eine Lüge auszusprechen wagt! Man hat mir gesagt, daß du eine Hexe bist, daß du mir einen bösen Zauber angethan hast, und daß ich deinetwegen sterben muß. Gib Antwort und sage, ob es so ist?"

Das Mädchen wurde bleich vor Schrecken und Unwillen über diese Worte; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Mit einem Blick zum Himmel rief sie aus:

„Ich eine Hexe? Ich hätte Euch den Tod gewünscht?“ — „O Herr im Himmel,“ fuhr sie fort, „du weißt es, daß ich noch vor wenig Augenblicken dich auf den Knien um nichts Anderes bat, als — mich für ihn sterben zu lassen!“

Nach diesen Worten bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wie, Rosina,“ rief der Gondolier aus, „du hast für mich gebetet? Du hast an meiner Statt sterben wollen? Du bist also nicht übelgesinnt gegen mich?“

„Ich übelgesinnt gegen Euch?“

„Warum aber entferntest du dich immer, wenn ich zum Besuch kam?“

„Warum? warum? Weil ich häßlich bin, und . . . weil Ihr ja doch nicht meinetwegen kamt“ . . .

„Rosina,“ rief der junge Mann nach einer kleinen Pause, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt — „Rosina, liebst du mich vielleicht?“

Das arme Kind verdoppelte sein Schluchzen und sprach kein Wort.

„Wenn ich aber keine von deinen Schwestern liebte,“ fuhr der Gondolier fort, dem die in ihrer Demuth rührende Gestalt des Mädchens wie verklärt erschien, „wie, wenn ich von jetzt an nur deinetwillen, deinetwillen allein käme, würdest du noch immer vor mir fliehen?“

Die Züge Rosina's überflog ein Freudenstrahl.

„Wie wäre das möglich?“ sagte sie. — „Ach,“ fuhr sie fort, „Ihr haltet mich also nicht mehr für eine böse Zauberin?“

„Verzaubert hast du mich, Rosina,“ versetzte der junge Gondolier, „aber erst am heutigen Tage, und mit einem Zauber, der nicht aus der Hölle stammt.“

Ein neues, ganz verändertes Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten, die sich früher gemieden, entwickelte sich seit diesem Zwiegespräch. Das Mitleid mit dem verkannten, stillen und edelmüthigen Mädchen verwandelte sich in der Brust des jungen Mannes in eine herzliche Zuneigung, und diese Wendung hatte auf seinen Gemüthszustand, ja auf sein ganzes Wesen den wohlthätigsten Einfluß. Er fühlte bald seine Jugendstärke zurückgekehrt, die Spannkraft seiner Glieder neu belebt.

Und als nun der Tag der feierlichen Regatta herankam, da war unser junger Gondolier unter den Wettkämpfern, und trug unter allgemeinem beifälligen Zuruf den ersten Preis davon.

Das flatternde Fähnchen, sein Siegeszeichen, in der Hand schwingend, hielt er vor Rosinens Haus, brachte den

errungenen Preis der Liebsten dar und begehrte sie von den freudig erstaunten Eltern zum Eheeweibe. —

Dies die Geschichte von der Wunderbrücke, auf welcher der Jüngling die sieben Sterne sah, von denen einer erst mit unscheinbarem Glanze leuchtete, dann aber alle anderen überstrahlte und, wie eine Sonne groß, am Himmel stand.



V. Der Montag des Lido.

In Venedig lebte vor Zeiten ein durch seine Häßlichkeit berühmtes Frauenzimmer; sie war schielend, frumm und bucklig.

Wie nun aber die Schönheit unserer Welt eben in ihrer Mannigfaltigkeit besteht und im Uebrigen die häßlichen Mädchen eben so wohl als die wohlgebildeten geheiratet zu werden wünschen, so verlangte denn auch besagtes Frauenzimmer, den Weg des Lebens nicht allein zu gehen, und machte wirklich einen Verzweifelten ausfindig, der, voll Hunger und voll Schulden, in die Alternative versetzt, sich in einen Kanal zu stürzen oder jenes Weib zu heiraten, das Letztere wählte.

Als das Gerücht von diesem bevorstehenden Ehebunde sich in der Stadt verbreitete, da gab es vielen Spaß, und die Gassenjungen sannem auf einen lustigen Schabernack, um dem lebenswürdigen Paare die Hochzeitsfeier zu verleiden.

Aber die Verlobten ahnten etwas dergleichen und beschloßen, die Vermählung in aller Stille auf dem Lido, wo

sich auch eine Kirche befindet, zu feiern. So dachten sie sich der hämischen Volkslaune zu entziehen; sie machten aber damit das Uebel nur noch ärger.

Eines frühen Morgens — ein Montag war es — bestiegen Braut und Bräutigam, Eltern, Verwandte und Zeugen eine Barke und ließen sich zum Lido rudern. Auf dem Wege dahin blickten sie hinter sich mit der Genugthuung von Leuten, die von einem feindlichen Strande sich glücklich weggeflüchtet haben. Sie freuten sich, daß jeder Ruder Schlag sie weiter von Venedig hinwegführte, und wie sie am frühen Morgen unbemerkt sich aus der Stadt hinweggestohlen, so hofften sie auch am späten Abend unbemerkt und unangefochten wieder heimzukehren.

Am Lido gelandet, betraten sie die Kirche, wo der Geistliche den Segen über das Paar sprach; dann verfügten sie sich in eine benachbarte Osterie und setzten sich in bester Laune zu einem kleinen Festmahl nieder, das dort für sie bereit war.

Ein paar Stunden hatten sie sich's bereits recht wohl sein lassen, als plötzlich vor den Fenstern der Osterie sich ein erschreckliches Gejohle und Gepfeife, ein wahrer Teufelslärm vernehmen ließ.

Brautpaar und Gäste erbleichten, und gar Manchem blieb der Bissen im Munde stecken. Bestürzt eilen sie ans Fenster und sehen draußen eine bunte, tolle, lärmende Menge versammelt

Leider war das Geheimniß der Vermählung am Lido durch einen Verräther ausgeplaudert worden. Die Kriegslist

der Verlobten diente nur dazu, den Uebermuth der Spötter noch mehr aufzustacheln. So kam es, daß bald nach vollzogener Trauung einige eigens gemiethete Barken einen Schwarm von jungen Leuten ans Ufer brachten, die in einiger Entfernung von jener Osterie ausstiegen, dann sich in aller Stille derselben näherten und endlich unversehens das gräulichste Concert anstimmten, das jemals eine Hochzeitsfeier verherrlicht hat.

Die Bestürzung der Vermählten und ihrer Gäste erreichte den höchsten Grad. Was war zu thun? Sich unwillig zeigen, das hieß den Feind noch herausfordern. Es galt also, zu bösem Spiel gute Miene zu machen.

Ungejäumt erhielt der Wirth den Auftrag, Wein, Brod und anderes Eßbare den Stolchen auszutheilen, die bei diesem Beginnen in noch größeren Jubel mit stürmischen Evvivas ausbrachen. Sie tranken, aßen und berauschten sich auf's Wohl der Vermählten und ruhten nicht früher, bis das Brautpaar zu ihnen hinauskam und ihre ausgelassene Freude theilte.

Es war eben die schöne Jahreszeit. Die lustige Menge zerstreute sich auf nahen Grasplätzen, etliche Pfeifer, Guitarre-Spieler und Geiger mischten sich darein, und nun ging es an ein Singen und Springen und Tanzen, was das Zeug halten wollte.

Lange nach Einbruch der Nacht erst bestieg man die Barken wieder, und die Neuvermählten wurden wie im Triumphe nach Venedig zurückgeleitet, und zwar bis zur Thüre ihres Hauses, unter Saitenschall und lauten Evvivas.

Das lustige Ereigniß gab der Sitte den Ursprung, die Montage des Monats September mit kleinen Volksfesten auf dem Lido zu feiern. Noch bis auf den heutigen Tag sieht man an den Montagen des genannten Herbstmonats den Strom der Spaziergänger nach der Gegend des Lido hin seine Richtung nehmen.



VI. Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Vor einigen Jahrhunderten lebte der Ritter Guiscard, aus der uralten familie der Grafen von Collalto, einer familie, die später unter die Patriciergeschlechter Venedigs aufgenommen wurde und ihren bleibenden Wohnsitz in Venedig aufschlug. In sehr jugendlichem Alter war Graf Guiscard Erbe vieler Dörfer geworden, über welche er die feudale Gerichtsbarkeit ausübte. Zum Manne herangereift, besuchte er die vornehmsten Städte und Höfe Deutschlands, um dort den Glanz seines Reichthums und seiner ritterlichen Tapferkeit in den öffentlichen Turnieren zu zeigen. Dort begegnete es ihm auch, und zwar am Hofe zu Dresden, daß er für die schöne Hildegunde entbrannte, die einem der edelsten sächsischen Geschlechter entstammt war. Die Wechselseitigkeit der Neigung führte bald zu einer Vermählung, und Hildegunde folgte ihrem Gemal, um fortdann mit ihm das geräumige Schloß von Collalto, in der Nähe von Treviso, zu bewohnen. Die Neuvermälte war auf ihre hohe Abkunft und ihre großen Besitzthümer nicht wenig stolz und

dabei von wilder, leidenschaftlicher Sinnesart. Ihrem Gatten aber war sie mit warmer Neigung zugethan.

Der Graf von Collalto hatte, dem Brauch jener Zeiten gemäß, feste und Spiele in seiner reizend gelegenen Burg angeordnet, zu Ehren derjenigen, die an seiner Seite mit den Rechten der Gemalin und als Theilhaberin seiner Macht einzog. Die Bewaffneten der Burg, in Reihen aufgestellt, prunkten im Glanze ihrer Rüstungen und stählernen Waffen mit reicher Gold- und Silberverzierung. Die gesammte Dienerschaft des Hauses harrte, nicht minder festlich gekleidet, am Ausgang der Zugbrücke ehrfurchtsvoll der nahenden Herrin. Die Straße, die zur Burg emporführte, war von Landleuten besetzt, die als erste Huldigungsspende Blumenkränze und weiße Körbchen mit ausgewählten Früchten in Händen trugen.

Herangezogen kam die lange Reihe der Gefährte, in deren prächtigstem, von sechs glänzenden Rappen gezogen, das Brautpar sich befand. Als dasselbe an der Brücke angelangt war, brachte der Schloßvogt seinem Herrn und seiner Herrin eine kurze Huldigung dar, und der Kapellan, mit den heiligen Gewanden angethan, besprengte sie mit geweihtem Wasser.

Als der Zug den ersten Hof des Schloßes erreicht hatte, stieg man von den Wagen. Man begab sich die Treppen hinauf, die mit kostbaren Teppichen belegt waren, und trat in einen großen Saal ein, an dessen gothisch verzierten Wänden und hohen Säulen Standarten, Wappen und alte Trophäen aufgehängt waren, und die nun überdies mit Sammt, Damast und goldenen Fransen, mit Lorbeer- und

Blumenfränzen ausgeschmückt, dem Blicke in schönster Anordnung sich darstellten. Hier saßen auf hohen Thronesseln die Neuvermählten, die Grafenkrone auf dem Haupte und von zahlreichen Verwandten und Angehörigen umgeben, die feierlichen Huldigungen ihrer Untergebenen entgegennehmend.

Die stolze Hildegunde fand großes Wohlgefallen an dieser Ceremonie. Sie ließ ihre großen und lebhaften Augen bald im Kreise mit ernstem Selbstgefühl schweifen, bald auf den Personen ruhen, die sich demüthig vor ihr neigten.

Unter den letzten der huldigenden Personen befand sich, in einfacher Kleidung, eine Frau von vorgerücktem Alter, die an ihrer Seite, nicht minder einfach gekleidet, ein junges Mädchen hatte. Beide machten eine sehr tiefe Verbeugung und drückten sodann in schüchterner Weise den Wunsch aus, ihrer jungen Herrin die Hand küssen zu dürfen. Hildegunde gewährte ihnen dies Verlangen und musterte mit einem scharfen Blicke das Mädchen, das ihr sehr anmuthig schien. Als die beiden Frauen sich zurückgezogen, wendete Hildegunde sich an ihren Gemal mit der Frage, wer sie wären?

Der Graf bezeichnete die alte Frau als die Schaffnerin des Schlosses, und als diejenige, die nach dem Verluste seiner Mutter, der ihn schon als Kind getroffen, ihn mit großer Aufopferung und Liebe gepflegt hatte.

„Und das junge Mädchen? . . .“ fragte Hildegunde.

„Das junge Mädchen?“ wiederholte der Graf, wie in Gedanken versunken.

„Wer ist es? Warum zögert Ihr, mir's zu sagen?“

„Ihr sollt es sogleich vernehmen,“ erwiderte Guiscard.

„Es ist die einzige Tochter Anna's, der alten Schaffnerin, und nennt sich Blanka. Sie ist mit mir fast im gleichen Alter. Wir wurden zusammen erzogen, und ich liebe sie wie eine Schwester. Schwerlich würde man einen Charakter finden können, so engelgut und rein wie der ihrige. Ihre Schönheit ist ihr geringster Vorzug.“

„Sie ist Euch also sehr theuer?“

„Sie ist mir theuer — ich habe Euch gesagt, in welchem Sinne. Blanka ist die Besonnenheit selbst. Wollt Ihr selbst sie unter Eurer Aufsicht, unter Eurer Obforge behalten, wollt Ihr sie in Eure Dienste nehmen, so könnt Ihr ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit versichert sein.“

Ein großartiges Gelage folgte diesen Festlichkeiten, und darauf hatte noch auf dem großen Schloßplatze ein förmliches Turnier statt. Die stolze Hildegunde beschaute vom hohen Altan das ritterliche Kampfspiel und spendete dann mit eigener Hand den reichen Dank, den die Freigebigkeit des Grafen von Collalto den Siegern bestimmt hatte.

Abends erklang das von Fackeln und tausend Lichtern erhellte Schloß von Saitenspiel und Gesang, und ein fröhlicher Reigentanz währte bis tief in die Nacht.

Hildegunde hatte sich in ein Gemach zurückgezogen, um ihre Prunkgewänder abzulegen. Sie fand dort Blanka, die mit anderen Dienerinnen sie erwartete. Nochmals sagte die Gräfin das Mädchen scharf in's Auge, während diese ihren Blick zu Boden senkte und in ehrfurchtsvoller Haltung dastand.

Die Neuvermälte nahm jetzt auf einem prächtigen, mit

Gold verzierten Sessel Platz, vor welchem ein breiter krysthaller Spiegel sich erhob. Blanka nahm Hildegunden die mit Edelsteinen besetzten Nadeln und das Diadem vom Haupte und löste ihr vom Halse den schweren goldenen Schmuck. Inzwischen betrachtete die schweigende und ernste junge Frau im Spiegel ihr eigenes Bild und zugleich das der bescheidenen Blanka, beide hell beleuchtet vom Stral der Silberleuchter zu beiden Seiten des Spiegels. Obgleich nun Hildegunde von ihren körperlichen Vorzügen die günstigste Meinung hegte, schien es ihr doch, als würden dieselben von denen Blanka's einigermaßen verdunkelt, und dieser Gedanke war für das Gemüth des stolzen Weibes kein geringer Stachel.

Noch denselben Abend fragte der Graf seine Gemalin, als er mit ihr im ehelichen Gemach allein war, wie sie mit ihrer neuen Jose zufrieden sei. Sie bejahte die Frage, doch beunruhigte sie dieser Eifer des Grafen und schürte die Flamme einer entbrennenden Eifersucht.

Ein Gefühl von ganz verschiedener Art hatte Blanka's Anblick in einer anderen Person wachgerufen. Guiscard brachte aus Deutschland einige tapfere Kämpen mit, die er unter seine Knappen einreihete. Unter diesen zeichnete sich durch colossalen Gliederbau, außerordentliche Stärke und verwegenste Tapferkeit ein gewisser Sinibald aus. Er war im Dienste von Hildegundens Familie gestanden und hatte sich von letzterer, als sie mit dem Grafen von Collalto sich vermälte, die Gnade erbeten, in die Dienste ihres Gemals treten und sie nach Italien begleiten zu dürfen. Guiscard nahm das Anbieten des wackeren Kriegsmannes mit

Freuden auf und gab ihm unter seinen Knappen den ersten Platz.

Bei dem Einzuge der Neuvermählten ritt Sinibald zur Rechten des Galawagens, und beim Eintritte derselben in den großen Sal nahm er stehend seinen Platz, als erster Knappe, in der Nähe des gräflichen Thronsessels ein. Ueber alle Umstehenden erhob Sinibald sein Haupt in stolzer Haltung. Das erhobene Visir seines Helmes ließ einen Mann von etwa vier Jahrzehnten in ihm erkennen und zeigte eine Miene, derb und ungeschlacht, aber doch nicht ohne einen Anflug von Biederkeit und Gemüthlichkeit.

Nur vertraut mit Streit und Blutvergießen, schien dieser Mann nicht eben geschaffen für zartere Gefühle. Und doch war jetzt die Stunde gekommen, wo sein Gemüth einer weichen Regung sich öffnen sollte. Der Anblick der sanften und schönen Blanka machte auf das Herz des rauhen Kriegers einen ungewöhnlichen Eindruck. Er wendete kein Auge von ihr ab, so lange sie im Sale weilte, und suchte später mit Eifer eine Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen.

Aber Blanka war zu sehr um die Gräfin beschäftigt, und wenn dies nicht der Fall, so kam sie nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eines Abends jedoch, als Blanka in Begleitung ihrer Mutter sich zur Erholung in den Garten begab, folgte ihr der Knappe heimlich, und während die beiden Frauen plaudernd durch einen Baumgang schritten, stand plötzlich die herculische Gestalt Sinibalds mit freundlichem Grinsen vor ihnen. Die Frauen waren fast erschrocken, aber Sinibald suchte sie zu

beruhigen, indem er in möglichst zutraulicher und, soweit ihm dies möglich war, galanter Weise mit ihnen eine Unterredung anknüpfte. Er beschränkte sich jedoch für diesmal auf ein ganz allgemein gehaltenes, gewöhnliches Gespräch.

Indessen versäumte er nicht, Blanka jedesmal getreulich im Garten aufzusuchen, so oft sie sich nach Sonnen-Untergang dahin begab. Er hatte es ernstlich darauf abgesehen, im Herzen des jungen Mädchens eine Liebesneigung für sich zu erwecken. Freilich war er in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, nicht eben glücklich. Der gutmüthige, aber ungeschlachte Recke erzählte seiner Herzensgebieterin fortwährend von den tapferen Thaten seines Armes, von seinen Zweikämpfen und von den tausendfachen Gefahren, die er mit Glück und Ruhm bestanden hatte. Ueberdies erbot er sich wiederholt, sie an Jedem zu rächen, der ihr nur das mindeste Leid verursachte, und verlangte beharrlich, sie solle ihm eine Person anzeigen, die ihr nicht gefiele; binnen kürzester Frist versprach er ihr den Kopf dieser Person zu fügen zu legen.

Diese Anerbietungen machten auf das zarte Gemüth des Mädchens einen ganz anderen Eindruck, als der tapfere Sinibald sich einbildete. Von geheimem Schauer vor der blutgierigen Wildheit des Mannes ergriffen, wies sie seine Dienstfertigkeit mit kühler Zurückhaltung ab, was ihn nicht wenig kränkte, doch hoffte er durch weitere Großthaten sie wohl noch günstiger für sich zu stimmen.

Ohnehin ließ sich Sinibald durch seine Leidenschaft für Blanka seinen ursprünglichen Neigungen und Gewöhnungen

nicht entfremden. Er machte sich durch Zweikämpfe und Schlägereien nicht bloß in Collalto, sondern auch in der ganzen Umgebung gefürchtet. Alles zitterte vor ihm, nur der Graf und die Gräfin hatten Wohlgefallen an ihm und freuten sich, einen tüchtigen Krieger seines Schlages zu besitzen. Blanka's Abneigung vor ihm wuchs indessen von Tag zu Tag, besonders seit er es einige Male für passend gehalten hatte, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, mit dem Blute seiner Feinde bespritzt vor ihr zu erscheinen und das noch blutige Schwert vor ihren Augen zu schwenken und blitzen zu lassen.

Häufig begleitete dieser muthige Kriegermann die Gräfin auf ihren Gängen oder Fahrten in den Umgebungen des Schlosses. Eines Tages kehrte sie unter seiner Begleitung von der Messe zurück, die sie in einem dem Schlosse nahe gelegenen Flecken gehört hatte. Es war ein schöner Herbsttag. Hildegunde stieg vom Wagen und beschloß, einen Theil des Heimweges zu Fuße zurückzulegen. Sinibald stieg von seinem Pferde und begleitete seine Herrin zu Fuße, während der leere Wagen und einige Bewaffnete zu Pferde in einiger Entfernung folgten.

Da stürzte plötzlich aus einer am Wege gelegenen Hütte ein gewaltiger Hund hervor, der aus Leibeskräften bellend auf die Gräfin zueilte und sie anzufallen sich anschickte. Hildegunde ließ einen Schreckensruf vernehmen, aber rasch beruhigte sie das Schwert Sinibald's, dem Thiere kräftig in den Leib gestossen. Dieser Zwischenfall setzte den Knappen in noch größere Gunst bei seiner Herrin. Er durfte sich ihr

mit größerer Freiheit nähern, und benützte diesen Umstand um ihr das heimliche Leid zu klagen, das ihn seit einiger Zeit bedrückte.

Er gestand ihr seine bisher unerwiederte Neigung für Blanka und bat sie um ihre Fürsprache. Die Gräfin sagte ihm sehr bereitwillig ihre Verwendung zu und fragte in der That Blanka bei sich bietender Gelegenheit, ob sie geneigt wäre, Sinibald's Gattin zu werden. Blanka verhüllte sich das Gesicht mit den Händen, wie vom Schauder ergriffen, und drückte unverholen ihren Abscheu vor einem Manne aus, der nichts kenne als Rohheit und wildes Blutvergießen.

„Hast du vielleicht im Herzen eine andere Neigung?“ fragte die Gräfin mit durchbohrendem Blicke das junge Mädchen.

„Herrin,“ versetzte Blanka, „ich schwöre, daß ich weder Sinibald noch einen Andern heiraten will, daß es mein Wunsch ist, immer frei und unvermählt zu bleiben.“

„Frei und unvermählt?“ rief die Gräfin mit fast höhnischem Ausdruck und versank darauf in düsteres Schweigen. Die Weigerung Blanka's gab ihrer geheimen Eifersucht neue Nahrung.

Sinibald vernahm den ihm gewordenen Bescheid aus dem Munde der Gräfin mit nicht geringem Herzeleid; er schrieb seine Zurückweisung dem Vorhandensein eines glücklichen Nebenbuhlers zu, an dem er sich blutig zu rächen schwur, wenn er ihn nur erst entdeckt hätte.

Bald darauf ereignete es sich, daß Anna, Blanka's Mutter, starb. Auf ihrem Sterbelager hatte sie sich die

Gnade erbeten, mit ihrem theuren Herrn und einstigen Pflegling noch einige Worte sprechen zu dürfen. Der Graf, der Annen fast wie eine Mutter liebte, begab sich eilig und mit aufrichtiger Betrübniß an das Lager der Sterbenden, um ihren letzten Willen zu vernehmen. Anna streckte ihm ihre matte Rechte entgegen und empfahl ihm mit ersterbender Stimme ihre Tochter. Der Graf beruhigte sie durch das feierliche Versprechen, daß er sich Blanka's wie einer Schwester annehmen und ihr niemals ein Leid widerfahren lassen werde.

Blanka war lange Zeit untröstlich über den Verlust ihrer geliebten Mutter. Leider vermochte der tiefe Schmerz des Mädchens nicht, ihre Gebieterin zum Mitgefühl zu bewegen.

Sie gönnte der Armen, die sie keinen Augenblick aus den Augen lassen wollte, nach dem Tode ihrer Mutter nicht einen einzigen Ruhetag, und wenn nun Blanka die Verrichtungen ihres Dienstes mit den Kundgebungen ihres noch frischen Jammers unterbrach, so schien das Alles Hildegundens Ungeduld und geheimen Groll nur noch zu vermehren. Schon von Natur aufbrausend und launenhaft, quälte sie Blanka doppelt, die ihr niemals etwas zu Danke machen konnte. Wenn Blanka das Haar der Gräfin ordnete und den grillenhaften Wünschen und Einbildungen derselben nicht immer gleich zu entsprechen im Stande war, so wurde sie mit Scheltworten überhäuft. Blanka schwieg, verdoppelte ihren Eifer und bat oft den Himmel mit Thränen, er möge ihr die Gabe gewähren, den Ansprüchen ihrer Herrin ganz zu genügen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß nicht ihre

Unfähigkeit es war, was ihr den Groll der Dame zuzog, sondern ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Herzengüte, die ihr die lebhaftesten Sympathien aller Bewohner des Schlosses gewann, während die Gräfin selbst ob ihres hochfahrenden Wesens von Allen gehaßt war.

Eines Tages erhielt der Graf ein prächtiges ausländisches Pferd zum Geschenke. Während er den Renner in einem der Höfe des Schlosses zur Probe tummelte, wurde derselbe plötzlich wild, bäumte sich ungestüm, und selbst die jugendliche Kraft Guiscard's vermochte nicht ihn zu bändigen. Der Graf wurde vom Rücken des Thieres herabgeschleudert, verletzte sich im Sturze das Haupt und blieb besinnungslos auf dem Boden ausgestreckt.

Hildegunde und Blanka, die ihm von Altane zugeesehen hatten, erhoben beide ein durchdringendes Geschrei. Blanka aber eilte im fluge die Stiege hinab auf den ohnmächtig Daliegenden zu, und da sie sah, daß das Blut in großer Menge aus der Wunde strömte, riß sie ihren Schleier herab, tauchte ihn in frisches Wasser und umwand damit das Haupt des Verwundeten. Indessen war auch Hildegunde mit den übrigen Hausgenossen herbeigeeilt. Man trug den Grafen hinauf und legte ihn auf sein Bett, wo er langsam seine Besinnung wieder erlangte. Blanka vergoß Freudenthränen, als sie dies neue Lebenszeichen an ihm bemerkte. Hildegunden war Blanka's Aufregung trotz der eigenen Erschütterung nicht entgangen, und wie ein Dolchstoß durchfuhr sie die Wahrnehmung einer leidenschaftlichen Theilnahme, zu welcher sie sich allein berechtigt glaubte.

In kurzer Zeit war der Graf wieder hergestellt. Stumm hatte Hildegunde die Qual der Eifersucht noch einige Zeit in sich gewahrt, als aber der Graf erfuhr, daß Blanka es gewesen, die ihm die erste Hilfe geleistet, und ihr deßhalb mit freundlichen Worten und Geschenken einige Beweise seines Dankes gab, konnte jene ihre Empfindungen nicht länger bemeistern, und beschloß sich der verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen, oder wenigstens vorerst über die Gesinnungen ihres Gemals sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich bin unzufrieden mit Blanka,“ jagte sie dem Grafen mit kurzen Worten, „und verlange, daß sie aus dem Schlosse entfernt wird.“

Der Graf war anfangs bestürzt über diese Anrede, während Hildegunde ihn mit ihren großen Augen scharf anblickte, begierig, seine geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erspähen. „Unzufrieden mit Blanka?“ erwiderte zuletzt der Graf. „Wer vermag unzufrieden zu sein mit dieser treuen, geduldigen Seele, diesem engelguten Geschöpfe? . . . Wenn Ihr sie übrigens nicht mehr um Euch sehen wollt, so kann Euer Begehren erfüllt werden. Aber bedenkt, daß mir Blanka fast wie eine Schwester theuer ist, daß ihre Mutter, eine Frau, der ich soviel verdanke, sie sterbend meiner Ob Sorge, meinem Schutze empfahl. Möge Blanka das Schloß verlassen, aber wo immer hin sie sich begibt, nirgends werde ich es an der Sorge für sie fehlen lassen, die ich ihr schuldig bin. Erwägt also, ob es nicht besser sei, den Ungeßüm Eures Wesens einigermaßen zu dämpfen

und Eure Anforderungen an das gute Mädchen ihren Kräften entsprechend einzurichten.“

Hildegunde schwieg; ein Stral des Zornes blitzte in ihren Augen, aber sie kannte den festen Sinn des Grafen und zügelte ihre Aufwallung. Sie hielt sich im Uebrigen von der Schuld ihres Gatten zur Genüge überzeugt und brütete nun insgeheim über Racheplänen.

Fürs Erste verdoppelte sie gegen Blanka die Strenge und Grausamkeit ihres Benehmens. Sie trug ihr lange und sehr beschwerliche Arbeiten auf und zwang sie, dieselben in unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu vollenden. Sie ging sogar so weit, Blanka ihren Groll durch Mißhandlungen der schimpflichsten Art empfinden zu lassen. Blanka duldete Alles und brachte ganze Nächte an ihrem Arbeitstische zu. Ihre Gesundheit litt unter den beständigen Nachtwachen sowohl als unter den übermäßigen Anstrengungen. Niemals fand sie Gelegenheit, den Grafen zu sprechen und ihm ihre unerträgliche Lage zu schildern.

Eines Tages verlangte sie selbst in ihrer Verzweiflung, von ihrer Gebieterin entlassen zu werden. Es lag aber nicht mehr im Plane des rachebrütenden Weibes, ihr Opfer aus den Händen zu lassen, besonders da sie befürchtete, daß Blanka, einmal aus ihrem Dienst entlassen, Gelegenheit finden würde, das von ihr vorausgesetzte Liebesverhältniß mit dem Grafen im Geheimen noch ungehinderter fortzusetzen.

Blanka wußte nun nicht mehr, was sie beginnen sollte. Endlich entschloß sie sich, folgende Zeilen an den Grafen zu Papier zu bringen:

„Herr Graf! Nur wenige Augenblicke wünscht sehnlichst mit Euch insgeheim sprechen zu dürfen die unglückliche Blanka.“

Wie aber sollte sie diese Zeilen in seine Hände bringen? Nach langer Ueberlegung vertraute sie sich einem alten, ihr sehr gewogenen Diener des Hauses an, der die Besorgung des Briefes an den Grafen auf sich nahm.

Guiscard war, nachdem er die Zuschrift Blanka's gelesen, keinen Augenblick über den Gegenstand im Zweifel, über den sie eine Unterredung wünschte. Einige Tage lang überlegte er, wie er es anstellen solle, mit Blanka ohne Zeugen zu sprechen, denn Hildegunde ließ das Mädchen den ganzen Tag über nicht aus den Augen. Zulezt wandte sich der Graf an den schon von Blanka in's Vertrauen gezogenen Diener, der ihm den Brief übergeben hatte, und theilte diesem mit, wie schwer es ihm falle, eine günstige Stunde für die Zusammenkunft mit Blanka zu finden. Der alte Diener sagte ihm, daß Blanka jede Nacht, oft bis zu Tagesanbruch, an ihrem Arbeitstische in ihrer Kammer wache.

In der nächsten Nacht, als der Graf Hildegunde in tiefen Schlaf versunken sah, erhob er sich leise von seinem Lager, warf ein leichtes Gewand um und stieg in Begleitung jenes Dieners zum Gemache Blanka's empor.

Blanka saß eben traurig über ihre Arbeit gebeugt, auf die im Stillen manche Thräne fiel. Plötzlich hört sie Schritte sich ihrer Kammer nähern. Sie erhebt sich, während der Graf eintritt. Erschreckt und zitternd ruft ihm Blanka entgegen: „Herr Graf, warum zu dieser Stunde? . . .“

„Weil mir keine andere Wahl blieb,“ versetzte der Graf. „Beruhige dich. Ich weiß, was dich veranlaßt hat, meinen Beistand anzurufen. Die bösen Launen, die du von meiner Gemalin zu ertragen hast, sind mir nicht unbekannt. Ich komme dir zu sagen, daß ich auf einen Ausweg bedacht bin, dich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Für den Augenblick könnte ich dir nichts anbieten, als Zurückziehung in ein Kloster; besser aber wäre es vielleicht, wenn du dich entschließen wolltest, dich mit einem meiner Untergebenen zu vermählen, der dich anderswohin führen würde.“

„Ihr seid mein Gebieter,“ versetzte Blanka, „und ich bin gewohnt zu gehorchen; aber wenn Ihr beschlossen habt, mich zu vermählen, so gebt mir, dies Einzige ersuche ich von Euch, nicht Sinibald zum Manne. Und wisset, daß, wenn Eure Hilfe zu lange zögert, ich verloren bin.“ Mit diesen Worten warf sich das Mädchen flehend zu den Füßen ihres Gebieters.

In diesem Augenblick vernahm man ein kurzes Geräusch, die Thür flog auf, und an der Schwelle stand Hildegunde mit fliegendem Haare, mit rollenden Augen, die, als sie Blanka in flehender Stellung vor dem Grafen erblickte, einen Ausdruck unbeschreiblicher Wut annahmen. In der Rechten Hildegundens blitzte ein Dolch, den sie hoch emporhob, bereit, sich auf ihr Opfer zu stürzen.

Hildegunde war zufällig erwacht, hatte die Abwesenheit ihres Gatten bemerkt, und augenblicklich durchzuckte sie die Ahnung, er habe sich zu einem Stelldichein mit Blanka be-

geben. Sie verließ das Lager, ergriff einen Dolch und flog mehr als sie ging zum Gemache Blanka's.

Wie gelähmt vor Wut stand sie einen Augenblick an der Schwelle, das gezückte Mordwerkzeug in Händen; jetzt aber stürzte sie vorwärts, auf Blanka zu, und über der Schuldlosen, die, vor Schreck erstarrt, in ihrer Stellung verharrte, funkelte der Dolch, um im nächsten Augenblicke sich in ihre Brust zu tauchen

In demselben Moment aber ergriff die nervige Hand des Grafen den gehobenen Arm der Rasenden so kräftig, daß die Waffe ihrer Faust entfiel. Den ernsten und festen Blick auf sie gerichtet, sagte er in einem Tone, dessen Ruhe und Nachdruck ihr alle Kraft des Widerstandes raubte: „Was thut Ihr, Hildegunde? . . . In so verabscheuungswürdiger, entsetzlicher Weise zeigt Ihr Euren ungegründeten Haß, Eure sinnlose Verblendung? In meiner Gegenwart sogar wagt Ihr diese Unschuldige mit gezückter Waffe anzufallen wegen eines thörichten Argwohns? Kein Gefühl hat mich hierher geführt, das nicht mit der Ehre vereinbar wäre, die mir nicht weniger als Euch zu allen Zeiten heilig gewesen ist. Ihr selbst seid schuld und Eure blinde Eifersucht, daß ich, um Euch zu schonen und durch offenes Einschreiten Euren Rachedurst nicht noch mehr zu entflammen, diese Stunde wählte, um Blanka zu sagen, daß ich nicht länger sie Euren Mißhandlungen — denn sie sind mir nicht verborgen geblieben — ausgesetzt wissen wolle, und daß ich sie mit einem meiner Lehensleute zu vermählen gedenke, der sie von hier hinwegführt, dem Bereich Eures Grolles

entrückt, sicher und glücklich lebe, wie sie es verdient. Dies, bei meinem Ritterwort, ist der ganze Hergang meiner Zusammenkunft mit Blanka, die rein ist und schuldlos wie Wenige. Ihr aber seid der böse Engel des Hauses, Ihr habt nicht bloß dies edle Geschöpf bis zur Verzweiflung gequält, Ihr seid von allen Bewohnern meines Schlosses gefürchtet und gehaßt. Aber Ihr sollt, nachdem Ihr mich bisher nur als liebenden, schonenden Gemal gekannt, fortan erfahren, daß ich auch Euer Herr bin."

Mit diesen Worten ließ der Graf den noch immer festgehaltenen Arm seiner Gemalin los, Hildegunde biß sich in die Lippen vor Scham und Wut. Ihr Antlitz flammte bald purpurfarbig, bald bedeckte es sich mit tödtlicher Blässe. Aber grausame Gemüther sind in der Regel auch feig und lassen sich leicht einschüchtern. Der ungewohnte Ton, in welchem der Graf zu ihr sprach, lehrte sie bald, daß Verstellung für den Augenblick ihre einzige Waffe sei.

Sie schwieg eine Zeitlang und sagte dann mit dem Ausdruck der Zerknirschung: „Vergebt mir, lieber Gemal; ich sehe mein Unrecht ein. Meine Liebe zu Euch, meine Eifersucht hat mich zu weit geführt. Ich glaube Eurer Versicherung, daß nur die Absicht, die Ihr mir angegeben, Euch zu Blanka geführt hat. Vergebt mir also und laßt Blanka, wo sie ist. Ich will sie fortan nicht mehr als eine Dienerin, ich will sie wie eine Freundin behandeln."

Der Graf blickte schweigend auf Blanka. Diese stand einige Augenblicke wie schwankend, dann aber überließ sie sich der edlen Regung ihres Herzens, die keinen Zweifel an

der Aufrichtigkeit dessen, was die Gräfin eben gelobt hatte, aufkommen ließ; sie ergriff die Hand der Gebieterin, dieselbe Hand, die eben noch ihr Leben bedroht hatte, und bedeckte sie mit Küssen. „Ich bitte Euch,“ sagte sie, „verzeiht mir, was ich unwissentlich Euch Unangenehmes bereitet habe. Hier in diesem Schlosse erblickte ich das Licht der Welt; an dieses Schloß knüpft sich all' mein Glück und jede Erinnerung, die mir theuer ist. Wie gerne werde ich daher auch fortan hier weilen, wenn Ihr mir nur Eure Gewogenheit und Eure Nachsicht schenken wollt!“

Hildegunde fügte Blanka; die Gemüther schienen beruhigt, aller Zwiespalt geschlichtet. Der Graf und die Gräfin zogen sich zurück.

In den nächstfolgenden Tagen behandelte die Gräfin Blanka in der That mit vielem Wohlwollen. Kein Mensch, am wenigsten Blanka selbst, ahnte, welche Pläne Hildegunde in ihrem unverzöhnlichen Herzen bewegte. Es war seit jener verhängnißvollen Nacht, in welcher das stolze Weib vor Blanka's Augen eine so tiefe Demüthigung erfahren hatte, bei ihr eine festbeschlossene Sache, Blanka aus dem Wege zu schaffen.

Während sie die schlauesten Mittel erwog, die sich ihr zur Ausführung ihres Racheplanes darboten, trat ein Ereigniß ein, das ihre und Blanka's Lage mit einem Male veränderte und ihr zur Ausführung ihrer Absichten die freieste Hand ließ.

Beständige Fehden und kriegerische Bewegungen beunruhigten zu jener Zeit das italische Land. Eben drohte

ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Der Graf von Collalto, als Vasall des römisch-deutschen Reiches, mußte sich mit dem deutschen Heere vereinigen, das wieder in die lombardischen Ebenen herabgestiegen war. Sinibald begleitete seinen Herrn, dürstend nach neuen Abenteuern und hoffend, Glanz würde, wenn er mit frischen Lorbeern heimkehrte, doch endlich Wohlgefallen an ihm finden und ihm ihre Neigung nicht länger vorenthalten.

Der Graf verließ das Schloß, beruhigt über Blanka's Schicksal durch die geheuchelte Schonung, mit welcher die Gräfin sie in letzter Zeit behandelt hatte. Als er seine Gemalin scheidend an der Zugbrücke noch einmal umarmte, sprach er zu ihr die Worte: „Ich lasse in Euren Händen die Macht über alle meine Untergebenen, die hier im Schlosse zurückbleiben. Seid gerecht, aber handelt so, daß man Euch nicht bloß fürchtet, sondern auch liebt. Vor Allen aber empfehle ich Euch Blanka.“

Die Gräfin, in deren Gemüth jeder Funke, der hineinfiel, sogleich zu heller Flamme entbrannte, fühlte den Haß und Rachedurst, von welchem sie durchglüht war, bei diesen Worten des Grafen, mit welchen er wieder seine wohlwollende Gesinnung für Blanka kundgab, mit verstärkter Gewalt in ihrem Herzen emporlodern.

Kaum hatte der Graf dem Schlosse den Rücken gekehrt, als Hildegunde allen Zwang, den sie bisher sich angethan, abwarf und den Antrieben ihres wilden und rachsüchtigen Charakters ohne Rückhalt folgte. Die geringsten Vergehen ihrer Untergebenen strafte sie auf's Grausamste, Viele, die

ihr nicht wohlgefällig waren, ließ sie in die unterirdischen Kerker des Schloßes werfen.

Gegen Blanka beobachtete die Gräfin ein düsteres, verhängnißvolles Schweigen, noch ungewiß, welches von den Mitteln, die sich ihr darboten, um an der Verhaßten qualvolle Rache zu nehmen, sie wählen sollte.

Eines Morges saß Hildegunde in ihrem Gemache auf dem goldverzierten Sessel, dem großen Spiegel gegenüber. Blanka ordnete ihren Haarpuß. Wie gewöhnlich zeigte sich die Gräfin ungeduldig und launisch; sie stampfte mit dem Fuße und ergoß sich in einer Flut von Scheltworten. Blanka wurde zuletzt rathlos und erhob in ihrer Herzensangst die Arme zum Himmel mit einem flehenden Seufzer, Gott möge ihr seinen Beistand leihen, ihre Gebieterin zu befriedigen. Eben diese fromme Regung Blanka's aber sollte seltsamerweise, wie die Sage will, die Veranlassung ihres Unterganges werden. Die Ueberlieferung im Volksmunde berichtet nämlich, die Gräfin habe jene Handbewegung Blanka's hinter ihrem Spiegel bemerkt und derselben eine Deutung gegeben, die sie zu einem groben Insult gegen sie selbst stempelte. Sie glaubte nämlich, Blanka habe die spottende Geste gemacht, die man in Italien mit dem Ausdrucke *far le corna*, Hörner aufsetzen, bezeichnet.

Unmöglich wäre es, die Wut zu beschreiben, von welcher Hildegunde in diesem Augenblicke ergriffen wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Rechtfertigungen, alle Schwüre Blanka's vergeblich waren.

Noch am selben Tage ließ die Gräfin in einem ab-

gelegenen Gemache des Schloßes heimlich eine Mauer in sehr geringer Entfernung von der Wand aufführen, so daß diese neu aufgeführte Mauer mit der alten Wand des Gemaches einen engen verschlossenen Raum bildete. Sie ließ vor der Hand noch einen kleinen Eingang offen. Während der Nacht schleppte sie selbst ihr unschuldiges Opfer mit der Wut einer Tigerin an diesen Ort, zwang sie, in den abgeschlossenen Raum einzutreten, und ließ dann den Eingang bis auf eine sehr kleine Oeffnung zumauern. Durch diese Oeffnung wollte sie der lebendig Begrabenen, um ihre Qual zu verlängern, eine Zeitlang kärgliche Speise reichen. Alles dies wurde ganz im Stillen ausgeführt, nur ein einziger Diener der Gräfin war von ihr in's Vertrauen gezogen und mit dem Tode bedroht, wenn er jemals das Geringste von dieser Sache verlauten ließe. Vergebens flehte die unglückliche Blanka, wenn Hildegunde sich ihrem Kerker näherte, um sich an den Wehklagen ihres Opfers zu weiden, diese um Mitleid und Erbarmen an. Bitterer Hohn und maßlose Beschimpfungen waren die einzige Antwort, die ihr zu Theil wurden, und so schleppte sie ihr elendes Leben hin, jeden Tag den Tod als den Befreier von ihren Leiden herbeiwünschend.

Früher, als die Gräfin erwartet hatte, erhielt sie die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten. Sofort ließ sie die kleine Oeffnung in Blanka's Kerker vollends zumauern, und das schuldlose Opfer weiblicher Rachsucht starb nach wenigen Tagen den Tod Ugolino's. Die Mauer wurde derart hergestellt, daß Niemand die im Gemache vorgenommene Veränderung bemerkte.

Guiscard war in sein Schloß zurückgekehrt. Eine der ersten Fragen, die er an Hildegunde richtete, war die nach Blanka.

„Blanka ist entflohen,“ versetzte die Gräfin, „und ich habe keine weitere Kunde von ihr erhalten.“

Zornig rief Guiscard: „Ich werde sie zu finden wissen.“ Aber vergebens waren auch seine Nachfragen bei den Hausgenossen. Alle bestätigen, daß Blanka plötzlich verschwunden, und wissen nichts Weiteres anzugeben. Ein schrecklicher Verdacht stieg im Gemüthe des Grafen auf, aber vergebens sann er auf Mittel, sich über die Wahrheit seiner Muthmaßungen Gewißheit zu verschaffen.

Einen noch größeren Eindruck als auf den Grafen machte das Verschwinden Blanka's auf Sinibald. Stolz auf seine neuen tapfern Thaten war er heimgekehrt, voll der Hoffnung, Blanka werde ihm ihre Liebe nun nicht länger versagen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Kunde, Blanka sei spurlos aus dem Schlosse verschwunden. Schweigend und in unheilbaren Trübsinn versunken, durchschweifte er Tag und Nacht das Schloß, als wollte er eine Spur der Vermißten auffuchen. Er blickte zuweilen mit ernstern, forschenden Augen die Gräfin an, und es schien ihm, als lese er in ihrem Blicke eine unheimliche entsetzliche Kunde. Eines Tages fand er Gelegenheit, sich ihr ohne Zeugen zu nähern. „Herrin,“ fragte er, „soll ich niemals erfahren, was aus Blanka geworden ist?“

„Wir sind beide gerächt — ich und du“ — versetzte die Gräfin hastig, mit dumpfer Stimme und einem Blicke, in welchem ein düsteres Feuer sprühte.

Sinibald schauderte. Er versank von diesem Tage an noch tiefer in nachdenkliches Schweigen, in schwermüthiges Brüten.

Aber auch an der Gräfin selbst ging inzwischen eine merkwürdige Veränderung vor. Auch sie war schweigsam, ihre Miene war düster, verstört, Fieberglut brannte in ihren Augen.

In einer Nacht, zu vorgerückter Stunde, während das ganze Schloß in tiefem Schlafe lag, erscholl plötzlich ein entsetzlicher, lauter Schreckensruf. Die Hausgenossen rafften sich auf, durchsuchten die Hallen und Gänge des Schloßes und fanden in einem der letzteren die Gräfin ohnmächtig am Boden liegend. Auch der Graf war inzwischen herbeigeeilt und fragte Hildegunde, nachdem man sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, was ihr begegnet sei. Bleich und zitternd läßt sie den angstvollen Blick in der Runde schweifen, seufzt aus tiefer Brust und verlangt, statt aller Antwort, allein gelassen zu werden.

Immer mehr wurde die Ahnung, ein schreckliches Verbrechen sei im Schlosse begangen worden, dem Gemüthe des Grafen zur Gewißheit. In der nächsten Nacht lag er schlaflos, in seine Gedanken versunken. Da sieht er plötzlich schaudernd, wie seine Gemalin sich vom Lager langsam erhebt, geisterbleich und mit geschlossenen Augen das Gemach durchschreitet und sich anschickt, dasselbe zu verlassen. Entsetzt verläßt auch der Graf sein Lager und folgt der Schlafwandelnden, die vor ihm her durch die langen Gänge des Schloßes schreitet und zuletzt in jenes Gemach eintritt, in

welchem Blanka den Hungertod gefunden. Hier stand die Gräfin stille, die fast gespenstigen Züge grell vom einfallenden Lichte des Mondes beleuchtet. Dann näherte sie sich der Mauer, hinter welcher Blanka eingeschlossen war und welche, wie schon erwähnt, jetzt ganz das Ansehen einer natürlichen Wand hatte, so daß Niemand hinter derselben eine Fortsetzung des Zimmers vermuthete. Dieser Mauer also nähert sich die Gräfin und legt horchend ihr Ohr an dieselbe. „Blanka, Blanka, hungerst du?“ rief sie mit einer Stimme, die dem Grafen das Mark in den Gebeinen vor Schauern gerinnen machte. Wie einer Antwort harrend, blieb sie noch eine Weile in ihrer vorigen Stellung, dann aber sank sie mit demselben Jammerrufe, den sie in der vorigen Nacht hatte vernehmen lassen, plötzlich wie leblos nieder. Da jedoch das Gemach sehr abgelegen war, so hörte diesmal Niemand diesen Schrei. Der Graf begab sich in aller Stille zur Kammer Sinibald's, weckte ihn und befahl ihm, er solle ihm folgen.

Sinibald erreichte mit dem Grafen das bewußte Gemach und fand, nicht wenig erschreckt, als er eintrat, die Gräfin ohnmächtig auf dem Boden. Der Graf befahl ihm, er möge ihm behilflich sein, die Gräfin in ihr Gemach zurückzubringen. Die beiden Männer trugen die Bewußtlose fort und legten sie auf ihr Lager. Dann befahl der Graf dem Knappen, er solle, ohne irgend Jemand zu wecken, Werkzeuge herbeiholen, die geeignet wären, eine Mauer zu durchbrechen. Sinibald gehorchte und erschien bald mit einigen Eisenwerkzeugen, die er in einem unbewachten Winkel

des Schlosses gefunden. Nun hieß ihn der Graf die Wand, an welche Hildegunde ihr Ohr gelegt hatte, durchbrechen. Die Mauer war sehr dünn, und das Gefüge wich bald den kräftigen Schlägen Sinibald's. Das rollende Gestein ließ in kurzer Zeit eine Oeffnung sehen, aus welcher sofort ein Verwesungsgeruch hervordrang; als die Oeffnung breiter wurde, zeigte sich der abgeschlossene enge Raum, und darin lagen die halbverwesten Reste Blanka's.

Unmöglich wäre es, das Entsetzen der beiden Männer bei diesem Anblicke zu beschreiben, aber nur wenige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt. Als sie sich entfernten, verschloß der Graf das Gemach und empfahl Sinibald das tiefste Stillschweigen. Am nächsten Morgen ließ er einen Sarg anfertigen, in welchen der halbverweste Leichnam Blanka's von einigen vertrauten Dienern des Grafen gelegt, dann in der nächsten Nacht vom Kaplan des Schlosses eingesegnet und in der Stille zur Erde bestattet wurde. Nur die wenigen Theilnehmer an diesem Hergange wußten davon, allen übrigen Bewohnern des Schlosses sollte es ein Geheimniß sein. Dennoch blieb Einiges von diesen geheimnißvollen Vorkommnissen im Schlosse nicht ganz unbemerkt und fand seine entsprechende Deutung. Die dunklen Gerüchte und Muthmaßungen, die im Schlosse die Runde machten, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe. Die nächtliche Bestattung, der offenbare Trübsinn des Grafen und Sinibald's, endlich die noch immer fortgesetzten Wanderungen der Gräfin während der Nacht, ihre Traumgespräche von Blanka und ihr Zurückschauern vor eingebildeten Gespenstern selbst am Tage konnten

nicht unbemerkt bleiben und ließen bald über den wahren Sachverhalt Niemand mehr in Zweifel. Von da an verbreitete sich dumpfes Grausen in Collalto, und die erschreckten Bewohner erblickten, nicht weniger als die Gräfin selbst, nächtlicher Weise bald hier, bald dort Blanka's gespenstige Gestalt in den Hallen des Schlosses wandelnd.

Ohne Zweifel würde der Graf von seiner Gattin strenge Rechenschaft für ihre frevelhafte That gefordert haben, wenn nicht der qualvolle Seelenzustand, in welchem sie sich befand, seinen Zorn fast in Mitleid verwandelt hätte, obgleich in den Stunden, wo sie nicht den Schreckbildern ihres Gewissens preisgegeben war, sie sich stolz und übermüthig zeigte, wie vorher, und von dem, was sie in jenen Paroxysmen gethan oder gesprochen hatte, nichts wissen wollte. Zufällig riefen den Grafen wenige Tage nach diesen Ereignissen gewisse Umstände von Collalto ab, und er unternahm eine kurze Reise nach Verona.

Sinibald, dessen Gemüth in der letzten Zeit, wie schon erwähnt, der tiefsten Verdüsterung anheimgefallen war, hatte sich von seinem Herrn die Gnade erbeten, im Schlosse zurückbleiben zu dürfen. Der Graf gewährte seine Bitte und empfahl ihm, über die Gräfin zu wachen und namentlich des Nachts bei ihren Wanderungen sie nicht aus den Augen zu lassen.

Die Nacht, die der Abreise des Grafen folgte, war voll düsterer und schauerlicher Vorbedeutung. Der Sturm tobte und heulte um die Mauerzinnen und Thürme des Schlosses, und der Regen stürzte in Strömen nieder, heftige Donner

rollten und wilde Blitze durchzuckten die pechschwarze Nacht und zerrissen auf Augenblicke die finstere Wolkenhülle des Himmels.

Sinibald stand unbeweglich an einem Fenster des Schloßes und betrachtete das grause Toben der Elemente. „Mir kommt das eben zur gelegenen Zeit!“ sprach er halblaut vor sich hin.

Die Mitternacht war herangekommen, und Sinibald stand, während Alles im Schlosse längst zur Ruhe gegangen war, harrend in dem Korridor, der zu dem Schlafgemache der Gräfin führte. Plötzlich öffnete sich die Thüre und die Gräfin trat heraus, mit geschlossenen Augen, mit fliegendem Haar, wie sie es fast in jeder Nacht zu thun pflegte, langsam die langen Gänge des Schloßes bis zur ehemaligen Kerkergruft Blanca's durchschreitend. Leise folgte ihr Sinibald und betrat mit ihr das erwähnte Gemach. Wieder stand die Gräfin still, legte ihr Ohr lauschend an die Wand und rief Blanca's Namen.

In demselben Augenblicke ergriff Sinibald's nervige Rechte den Arm der Gräfin mit krampfhafter Gewalt. Mit einem dumpfen Schreckensruf that die Traumwandelnde die Augen auf, sah das von wilder Glut flammende Auge des Kriegers auf sich gerichtet und sank mit dem neuen Ausrufe: „Gnade, Gnade!“ auf ihre Kniee nieder.

„Verworfene,“ rief Sinibald, „zitterst du nun?“

„Gnade, Gnade!“ wiederholte die Gräfin, tief entsetzt, mit gefalteten Händen.

Sinibald aber erfaßte mitleidlos in wildem Grimme mit den Händen das Haupt der Gräfin und schleppte sie bei den Haaren an die Stelle, wo Blanca's Leichnam gelegen hatte.

„Stirb, Ungeheuer,“ rief Sinibald, „stirb desselben Todes, den du jenes engelreine Geschöpf sterben liegest!“

Hildegunde schrie mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe, aber ihr Ruf verhallte ungehört im Geheule des Sturmes, im Toben des Ungewitters, das in diesem Augenblicke seine Wut zu verdoppeln schien. Eilig verschloß Sinibald die Oeffnung des engen Kerkerraumes, für welche Verrichtung er schon die nöthigen Geräthschaften in dem Gemache bereit gehalten hatte.

Als das Werk beendet war, verschloß Sinibald das Gemach auf's Beste und nahm den Schlüssel mit sich fort. Dann stieg er die Treppe hinab und begab sich an die Stelle, wo Blanka in die Erde gesenkt worden war. Dort kniete er längere Zeit im frommen Gebete. Dann begab er sich ans Thor und erklärte der Wache, daß er das Schloß verlassen wolle.

„Zu dieser Stunde?“ versetzte der Thorwächter; „bei diesem entsetzlichen Unwetter?“

„Auf Befehl der Gräfin,“ sagte Sinibald.

Die Zugbrücke wurde niedergelassen und Sinibald entfernte sich.

Am folgenden Morgen wurde die Gräfin in ihren Gemächern von den Dienerinnen vermißt, und zu gleicher Zeit verlautete, daß Sinibald während der Nacht das Schloß verlassen. Man stellte einige Nachforschungen an, und als diese erfolglos blieben, sandte man rasch einen Boten nach Verona, dem Grafen das Verschwinden seiner Gemalin zu melden. Einige von den Hausgenossen, die zufällig in den nächsten Tagen oder Nächten in die Nähe jenes abgelegenen

und verrufenen Gemaches kamen, in welchem Blanka's Leiche gefunden worden war, wollten ein dumpfes Gewimmer vernommen haben, nahmen aber dies für ein neues gespenstiges Phänomen und wagten sich nicht weiter dem schreckenvollen Orte zu nahen.

Zwei Wochen verflossen, bevor der Graf in das Schloß zurückkam. Der Bote hatte ihn zu Verona nicht getroffen, und es gelang ihm erst nach vielen Tagen mit Mühe, an einem anderen Orte ihn aufzufinden, wohin er sich begeben hatte, durch zufällige Umstände veranlaßt.

Als der Graf heimgekehrt war und noch einmal eine sorgfältige Durchforschung des Schlosses anstellen ließ, da wurde zuletzt auch jenes von Sinibald fest verschlossene Gemach gewaltjam geöffnet, die von eben demselben zugemauerte Wand auf Befehl des Grafen neuerdings durchbrochen und hinter derselben der Leichnam der Gräfin aufgefunden.

Ueber Sinibald verlautete, daß er zu Venedig gesehen worden und dort sich nach dem heiligen Lande eingeschifft habe; weiter erhielt man keine Kunde von ihm.

Blanka's Name aber blieb verflochten mit den Geschicken des gräflichen Hauses von Collalto. Sie war wie der gute, schützende Engel des Hauses. Standen fröhliche oder traurige Ereignisse bevor, so wurde Blanka's Gestalt nächtlicher Weile im Schlosse gesehen, im ersteren Falle weiß, im letzteren schwarz angethan. Die Sage von ihrem Erscheinen lebte fort bis spät hinein in die Zeiten des Verfalls der venezianischen Herrschaft.



VII. Ein Frauenchicksal.

Leonardo Battrico aus Pavia war im Alter von ungefähr 15 Jahren von seinem Vater nach Venedig gesendet worden, um dort das Handwerk eines Seidenwebers zu erlernen. Nachdem er die von den venezianischen Gesetzen vorgeschriebene fünfjährige Lehrzeit zurückgelegt hatte, und seine Eltern inzwischen gestorben waren, ohne ihm ein Vermögen zu hinterlassen, so beschloß er, in Venedig, das er als zweite Vaterstadt liebgewonnen hatte, sich dauernd niederzulassen. Da ihm aber zur Gründung einer eigenen Fabrik die nöthigen Geldmittel fehlten und er überdies nicht im Stande war, den Nachweis zu liefern, daß seine Eltern mindestens zehn Jahre lang in Venedig ansässig gewesen, ohne welchen Nachweis es in Venedig nicht erlaubt war, ein Handwerk auszuüben oder einen Verkaufsladen zu eröffnen, so blieb ihm nichts übrig, als in der Eigenschaft eines einfachen Arbeiters dem Meister zu dienen, bei welchem er seine Lehrzeit zurückgelegt hatte.

Als Leonardo sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht
Hamerling, Was man sich in Venedig erzählt.

hatte, machte er sich allmählig mit dem Gedanken vertraut, eine Lebensgefährtin zu suchen und einen häuslichen Herd zu gründen. Marcella, die Tochter seines Meisters, ein gutes, verständiges Mädchen, war ihm nicht abgeneigt, und als er bei ihrem Vater um sie anhielt, so wurde die Gewährung seines Verlangens nur an die Bedingung geknüpft, daß er sich verpflichte, als Gehilfe seines Schwiegervaters, der ihn als sehr geschickten Arbeiter schätzte, fortwährend im Hause desselben zu verbleiben.

Nicht lange Zeit darauf aber trat im Hause des alten Prospero, so nannte sich der Schwiegervater, ein folgenschweres Ereigniß ein.

Prospero empfing von einem Geschäftsfreunde in Konstantinopel ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, bestimmte, sehr große Vorräthe von Sammt innerhalb einer gegebenen Frist nach der Hauptstadt des türkischen Reiches abzuliefern. Er habe, so schrieb der Geschäftsfreund, die Lieferung der Bekleidungsstoffe für die Angestellten des Serails und für das Janitscharen-corps übernommen und brauche unter Anderem auch Sammt in großen Mengen. Der Brief schloß mit der Hindeutung auf den außerordentlichen Gewinn, dessen Prospero bei dieser Geschäftsunternehmung sich versichert halten könnte. Große Freude erregte der Antrag im Hause Prospero's, der sich beeilte, das, was er von Sammtvorräthen auf dem eigenen Lager hatte, vereinigt mit dem, was er von anderen Sammtwebern größtentheils gegen Wechsel an sich gebracht hatte, zur Versendung in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem nächsten Schiffe, das zur Fahrt nach Konstantinopel die Anker lichtete, ging die ganze werthvolle Sammtlieferung Prospero's von Venedig ab. Als das Fahrzeug die Höhe von Navarin erreicht hatte, brach ein gewaltiger Sturm los. Bald waren die Schiffsleute genöthigt, zur Rettung ihres Lebens einen großen Theil der Fracht über Bord zu werfen. Nichtsdestoweniger scheiterte das Schiff im Angesichte des Hafens und versank mitsammt der Mannschaft, von welcher nur Einige durch Schwimmen mühselig das Ufer erreichten.

Die Nachricht von diesem Unfalle brachte Jammer und Verzweiflung in die Familie Prospero's. Der Termin zur Einlösung der Wechsel nahte heran, und der Unglückliche sah sich genöthigt, all' seine Habe zu verkaufen. Um nur zu leben, mußte er als Arbeiter bei einem anderen Fabrikherrn eintreten. Auch Leonardo war in Folge dessen genöthigt, bei einem anderen Meister Arbeit zu suchen.

Diese unerwartete, traurige Schicksalswendung brachte den alten Prospero nach wenigen Monaten in's Grab. Zur selben Zeit fühlte Marcella die Zeichen einer herannahenden und zwar verfrühten Entbindung. Unter großen Schmerzen brachte sie ein Mädchen von äußerst schwächlichem Ansehen zur Welt, dem Niemand ein langes Leben prophezeite. Fünf Tage nach ihrer Niederkunft erlag die Mutter einem Kindbettfieber. Ihr letzter Seufzer war: „Armes Kind, was wird aus dir werden?“

Als abhängiger Arbeiter, der schon am frühen Morgen sich in seiner Werkstatt einfanden und dort den ganzen Tag

verweilen mußte, sah sich Leonardo in die Unmöglichkeit versetzt, sein Töchterchen selbst zu pflegen und aufzuziehen. Er mußte die kleine Natalina — so war das Kind getauft — den Händen fremder Leute übergeben.

Das Mädchen wuchs heran, aber es kränkelte fortwährend. Die halbe Zeit brachte es auf dem Schmerzenslager zu. Von Geburt an schien es zum Unglücke bestimmt. Kindliche Spiele, an denen Natalinens Altersgenossen sich ergötzten, wurden ihr, wenn sie daran theilnehmen wollte, jedesmal in irgend einer Weise verhängnißvoll, schlugen zu ihrem körperlichen Schaden oder zu ihrer Kränkung aus. Kein anderes Kind stürzte und verletzte sich häufiger; keinem wurde häufiger von Andern, wenn auch unbedachter Weise, ein Leid zugefügt. Keine Frucht, keine seltenere Speise konnte sie genießen, ohne das kurze Vergnügen mit körperlichen Schmerzen und Beschwerden zu bezahlen. Sanft von Natur und durch ihre Schwäche wehrlos, diente sie übermüthigen Gespielinnen zur Zielscheibe des Spottes und behielt immer Unrecht von Seiten ihrer Erzieher und Lehrer, wenn sie bei ihnen Schutz gegen solche Verfolgungen suchte.

Die Züge ihres Gesichtes waren regelmäßig, aber Blässe bedeckte sie, und nur Ueberraschung oder Schmerzens Thränen zauberten auf dieselben ein flüchtiges Roth. Ihr schwarzes, glänzendes und dabei doch sanftes Auge zeugte von Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, doch machte die kümmerliche, schüchterne Erscheinung des Mädchens im Allgemeinen keinen gewinnenden Eindruck.

Jene Sympathie und Antipathie, die nun einmal, bewußt

und unbewußt, im Verkehre der Menschen sich geltend macht, und für welche man sich meist vergebens bemühen würde, bestimmte Gründe aufzufinden, spielte auch im Leben Natalinens eine sehr bedeutende Rolle. Die Lehrerinnen der Erziehungsanstalt, welcher man sie übergeben hatte, gaben ihr niemals einen Beweis von Zuneigung. Sie hatten Schmeicheleien, Liebkosungen für andere junge Mädchen, niemals für Natalina. Nur Einen Kuß hatte sie in ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit erhalten: den ihre sterbende Mutter ihr auf die Lippen gedrückt hatte.

Und doch zeigte Natalina ein anspruchsloses, gefälliges Benehmen gegen Jedermann, auch fehlte es ihr nicht an Geist noch an Gemüth. Sie war voll des Mitgeföhls für Leidende. Schmerzlich empfand sie den Mangel freundlichen Entgegenkommens, und während sie an geistigen und körperlichen Leiden frankte, mußte sie von ihren Erzieherinnen Vorwürfe wegen allzu großer Empfindlichkeit hinnehmen, und ihre Beschwerden wurden als eingebildet oder als übertrieben betrachtet. Wollte Natalina von einer Speise nicht essen, weil sie dieselbe nicht gut vertragen konnte, so bestanden ihre Erzieherinnen darauf, daß sie davon esse, um sich, wie sie sagten, an dieselbe zu gewöhnen.

Natalina hatte das zwölfte Jahr erreicht. Leonardo wünschte sehr, seine Tochter um sich zu haben, da ihm die Ausgaben für ihren Unterhalt immer beschwerlicher fielen. „Wie glücklich,“ sagte er zu sich selbst, „wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein verständiges, nicht allzu junges Mädchen oder eine Wittwe mit einem kleinen Vermögen

fände, die sich meiner und meines Kindes annehmen wollte!"

Leonardo hatte die Hälfte der dreißiger Jahre kaum überschritten; er war ein Mann von gefälligem Aeußern und besaß die Gabe, sich angenehm zu machen. Aber die venezianischen Mädchen werden in großer Zurückgezogenheit gehalten, und die strengen Eltern gestatten jungen Männern, Verwandte etwa ausgenommen, den Zutritt in ihrem Hause nicht leicht. So bleibt Denjenigen, die auf eine Brautwahl ausgehen, fast keine andere Gelegenheit, junge Mädchen zu sehen und sich ihnen zu nähern, als wenn diese die Kirche besuchen. Leonardo sah sich genöthigt, den Landesbrauch mitzumachen, und bemerkte, indem er an Sonntagen sein Augenmerk auf die aus der Kirche kommenden Mädchen richtete, zu wiederholten Malen ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, dessen Gestalt ihm gefiel und dessen sittsame Haltung ihm Vertrauen einflößte. An einem Finger ihrer Linken bemerkte er, als sie an der Kirchenthüre nach dem Weihwasser griff, das goldene Ringlein, welches die Verheirateten kennzeichnet; aus dem Umstande aber, daß sie sich immer allein zeigte, schloß er, daß sie wohl Wittwe sein möge, und diese Vermuthung wurde ihm bestätigt, als er ihr heimlich bis zu ihrer Wohnung folgte und sich dann bei den Nachbarsleuten nach ihr erkundigte. Ihr Gatte war Kapitän eines Kauffahrers gewesen und hatte vor zwei Jahren auf einer Fahrt nach Alexandrien seinen Tod gefunden. Er hatte ihr so viel hinterlassen, daß sie, kinderlos wie sie war, nothdürftig leben konnte.

Leonardo war mit den Resultaten dieser Erkundigungen zufrieden und entschloß sich zu weiteren Schritten. Seine einzige Besorgniß war, Natalina möchte ein Hinderniß in dieser Sache für ihn werden. Er faßte daher den Plan, der Wittwe seine näheren Verhältnisse vor der Hand zu verbergen und ihr von seiner Tochter erst dann zu sprechen, wenn er sich ihrer Neigung versichert habe.

Die Wittwe fand in der That Gefallen an Leonardo und schien einer Verbindung mit ihm nicht abgeneigt. Es währte jedoch nicht lange, so erfuhr sie zufällig durch einen Verwandten, was ihr Leonardo verschwiegen hatte. Eleonore, so nannte sich die Wittwe, war über Leonardo's Mangel an Offenheit sehr ungehalten und gab ihm den ersten Beweis ihres ziemlich heftigen Naturells, indem sie ihm unter vielen Vorwürfen erklärte, daß sie von seinen Anträgen weiter nichts wissen wolle. Leonardo war nicht wenig bestürzt, ermannte sich aber doch zuletzt und gestand die volle Wahrheit, indem er hinzufügte: „Schreibet es nur der großen Liebe zu, die ich für Euch hege, wenn ich Euch jene Umstände verschwieg. Ich fürchtete, meine arme Natalina werde für mich das einzige Hinderniß Eures Besizes sein, nach welchem ich so großes Verlangen trage.“ Diese Erklärung beschwichtigte Eleonore in so weit, daß sie ihre bestimmte Entscheidung noch verschob, bis sie Natalinen persönlich gesehen hätte.

Am folgenden Tage begab sie sich in die Anstalt, in welcher das Mädchen erzogen wurde, und gab sich für eine Verwandte derselben aus. Natalina wurde herbeigerufen. Eleonore betrachtete sie vom Kopfe bis zu den Füßen eine

Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen und ohne das schüchternen Mädchen auch nur durch eine freundliche Miene aufzuheitern. Zuletzt fragte sie die Erzieherinnen, wie sie mit Natalina zufrieden seien. Diese erwiederten, sie hätten keinen besonderen Grund zur Klage, nur sei das Mädchen von äußerst zarter Natur und meist kränklich. Mit einem Winke gaben sie Eleonoren hinter dem Rücken Natalinens zu verstehen, das schwächliche Geschöpf habe sicher nicht auf ein langes Leben zu rechnen.

Eleonore ging. Natalina hatte sich Hoffnung gemacht, sie würde von ihrer Verwandten, denn dafür hielt sie Eleonoren, zum Abschied einen freundlichen Kuß erhalten, wie sie es bei anderen Gespielinnen sah, die von ihren Verwandten besucht wurden. Aber die Wittwe fühlte durch das kränklich-blaße Gesicht des jungen Mädchens gewissermaßen sich abgestoßen und reichte Natalinen zum Abschiede bloß die Hand, auf welche diese einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Bald darauf that Eleonore ihrem Freier zu wissen, sie sei geneigt, ihm ihre Hand zu reichen, unter der Bedingung, daß Natalina in der Erziehungsanstalt bleibe. Aber Leonardo machte mit allem Nachdruck geltend, daß die Kosten für den Unterhalt des heranwachsenden Mädchens in jener Anstalt ihm immer beschwerlicher fielen, daß sie dagegen am häuslichen Herde ihr in der Führung des Hauswesens, sowie in den Arbeiten mit der Nadel behilflich sein könne; endlich erinnerte er an den Spruch, daß an dem Tische, an welchem drei Personen essen, auch die vierte essen könne.

Eleonore gab zuletzt ihre Einwilligung, weniger aus

Rücksicht auf diese Gründe, als in der geheimen Voraussetzung, das kränkelnde Mädchen werde ihr nicht lange zur Last fallen. Leonardo suchte eine passende Wohnung für seine neu gebildete Familie, und nachdem er sie gefunden, auch sonst die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wurde zur Vermählung geschritten.

Bei der Trauungsfestlichkeit war Natalina nicht anwesend, da der alte venezianische Brauch sowohl kleine als erwachsene Mädchen von der Theilnahme an Hochzeitsgelagen ausschließt. Am Tage nach der Vermählung aber holte Leonardo seine Tochter zu nicht geringer Freude derselben aus der Anstalt ab und führte sie in seine Wohnung.

Zwei Jahre verflossen der kleinen Familie in leidlichem Frieden — ich sage leidlichem, denn theils die öfteren Erkrankungen Natalinens, theils das leicht erregbare Naturell Eleonorens verursachten doch zuweilen eine vorübergehende Störung. Das junge Mädchen ertrug die Ausbrüche des lebhaften Temperamentes seiner Stiefmutter mit größter Gelassenheit, obgleich sie jede Kränkung innerlich sehr schwer empfand, jedes flüchtige Wort sich zu Herzen nahm und den Schmerz darüber die längste Zeit nicht verwinden konnte. So war sie denn auch im väterlichen Hause weit entfernt, sich glücklich zu fühlen.

Nun aber sollte ein neues, für sie höchst schmerzliches Ereigniß eintreten.

Leonardo pflegte am frühen Morgen, bevor er sich in seine Werkstatt begab, eine Tasse Kaffee in der Straße S. Pantaleone zu trinken. Eines Tages, als er dort eben

wieder sein Frühstück zu sich nahm, hörte er nebst den übrigen Anwesenden plötzlich von der Gasse her Tumult und verwirrtes Geschrei. Er eilt in Begleitung einiger Andern zur Thüre, um zu sehen, was es gebe. Kaum ist er dort angekommen, so empfängt er, eh' er sich dessen versieht, einen tödtlichen Messerstich in die Brust.

Ein Mensch aus der untersten Volksklasse war am Morgen jenes Tages wahnsinnig geworden und durchrannte mit einem großen, scharfgeschliffenen Messer die Straßen. Er verwundete Alle, die ihm unvorsichtiger Weise nahe kamen, oder ihm nicht ausweichen konnten. Nicht wenige Opfer fielen unter dem Mordwerkzeuge des Tobenden, ohne daß man gewagt hätte, sich ihm in den Weg zu werfen und ihn zu entwaffnen. Erst nachdem er auch Leonardo niedergestoßen, dann in seinem verwirrten Laufe den ponte della donna onesta hinabeilend, gegen einen zufällig dort stehenden Karren angerannt und zu Boden gestürzt war, konnte die Menge sich über ihn hermachen, ihm Hände und Füße binden und ihn in sicheren Gewahrsam bringen.

Leonardo hatte indessen, wenige Augenblicke nachdem er den Todesstoß empfangen, seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Groß war bei diesem Unglück der Jammer Eleonorens; Natalinen warf der Schmerz auf's Krankenlager, an welches sie fast einen Monat lang gefesselt blieb.

Traurig war die Lage, in welche der plötzliche Todesfall die Familie Leonardo's versetzte. Eleonoren blieb zum Unterhalte nichts, als was sie von ihrem früheren Manne besaß, kaum hinreichend für sie selbst. Und nun sollte sie

auch Natalinen ernähren, die ohne das geringste Vermögen, ohne alle Stütze, verlassen in der Welt stand. So konnte es denn nicht fehlen, daß Eleonorens Unmuth, geschürt durch ihre dürftige Lage, sich häufig in bitteren Worten und Verwünschungen gegen ihren zweiten Ehebund Luft machte. Natalina begriff den Sinn dieser Worte und weinte im Stillen.

Nach einiger Zeit erhielt Eleonore von einer Freundin die Mittheilung, daß sich eine Gelegenheit darbiete, Natalinen vortheilhaft im Hause einer bejahrten Dame unterzubringen. „Natalina,“ sagte die Freundin, „wird dort nur sehr leichte Verpflichtungen zu übernehmen haben. Die Dame ist allein; es wohnen mit ihr im Palaste nur zwei alte Kammerfrauen und einige andere Hausbedienten. Natalina wird mehr die Stelle einer Gesellschafterin, als einer Jose bei der alten, hinfälligen Frau vertreten.“

Eleonore begab sich persönlich zu der Dame und empfahl ihr Natalina angelegentlich. Die Dame fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, als es ihr vorgestellt wurde, und nahm es ohne Bedenken in ihren Dienst. Sehr leicht würden Natalinen die Verrichtungen dieses Dienstes gefallen sein, wenn sie nicht mehr von den beiden alten Kammerfrauen, als von ihrer Herrin selbst abhängig gewesen wäre. Diese beiden Frauen hatten seit vielen Jahren in dem Hause gedient und es zuletzt dahin gebracht, daß sie fast unumschränkt in demselben herrschten. Sie kümmerten sich wenig mehr um die Anordnungen der alten Dame und führten den Haushalt, wie es ihnen beliebte.

Die sanfte, fügsame, ihrer Gebieterin mit größter Verehrung begegnende Natalina gewann die volle Sympathie der letzteren. Da sie zugleich einen aufgeweckten Geist besaß, so unterhielt sich die Dame sehr gern mit ihr und ließ sie zuletzt kaum mehr von ihrer Seite. Dieser Umstand verursachte, wie man sich denken kann, den beiden alten Kammerfrauen ein entschiedenes Mißbehagen, welches auf's Höchste stieg, als die Dame eines Tages in ihrer Gegenwart die Hand auf Natalinens Schulter legte und freundlich zu ihr sagte: „Fahre nur so fort, mein Kind, sei brav und redlich, und ich werde bei meinem Tode deiner nicht vergessen.“

Es muß hier erwähnt werden, daß diese sehr reiche alte Frau keine Kinder und nur entfernte Verwandte besaß. Ihre gesammte Dienerschaft schmeichelte sich also mit der Hoffnung auf beträchtliche Vermächtnisse. Sie selbst nährte diese Hoffnungen durch öftere Hindeutung auf ihr großes Vermögen, über welches sie ohne irgendwelche Rücksichten verfügen könne. Insbesondere hatten die beiden Kammerfrauen schon angefangen, sich als die muthmaßlichen Universal-erben der Dame zu betrachten. Darum konnten ihnen Worte, wie sie ihre Herrin an Natalina gerichtet hatte, nicht gefallen. Als sie nun die Neigung der Dame für Natalinen von Tag zu Tage wachsen sahen, so thaten sie alles Mögliche, um diese bei ihr in Mißcredit zu bringen. Sie gaben dem Mädchen Schuld, daß sie ihr Morgen- und Abendgebet versäume, daß sie in den Tag hinein schlafe, und endlich, daß sie, übermüthig gemacht durch die Liebe und Nachsicht ihrer

Herrin, nichts mehr auf Befehl oder Ermahnung gebe, sondern ihren eigenen Launen folge. Aber diese Beschuldigungen machten auf die Dame keinen besonderen Eindruck. Eines Tages fertigte sie sogar die Klägerinnen mit den Worten ab: „Ihr habt doch Alle nicht die Liebe und Aufopferung für mich wie Natalina!“

Vorsichtig und schlau, wie sie waren, verbargen die beiden Angeberinnen für den Augenblick ihren Unmuth, aber Natalinens Verderben war von da an eine beschlossene Sache . . .

Sechs Monate waren verflossen, seit das Mädchen in die Dienste der alten Dame getreten war. Da kam eines Morgens Natalina in großer Bestürzung ins Gemach ihrer Herrin. Sie erzählte, daß sie bei der Besorgung eines häuslichen Geschäftes unter dem Silberzeuge, das vor Kurzem ihrer Aufsicht übertragen worden war, ein Besteck vermisste, und daß dasselbe, wiewohl von ihr und Andern im ganzen Hause gesucht, nicht wieder aufgefunden werden konnte.

„Ist denn etwa eine fremde Person im Hause gewesen?“ fragte die Dame.

„Ich wüßte nicht,“ erwiderte Natalina. „Das Besteck fehlt erst seit gestern Abend. In die oberen Gemächer pflegt außer mir und den beiden Kammerfrauen Niemand zu kommen . . .“

Die beiden Letztgenannten waren eben anwesend. „Wie?“ rief eine derselben, „will das Mädchen vielleicht uns beide in Verdacht bringen? Dreißig Jahre haben wir in diesem

Hause gedient, und nicht eine Stecknadel ist während dieser Zeit abhanden gekommen!"

„Aber, ich setze kein Mißtrauen in Euch,“ sagte die Dame, und die erschrockene Natalina wollte die gehässige Auslegung ihrer Worte abwehren; aber die beiden Kammerfrauen eiferten weiter:

„Nur wir beiden oder Natalina können die Schuldigen sein. Wir bestehen darauf, daß unsere Zimmer und Schränke durchsucht werden. Wir verlangen eine strenge Untersuchung, welche allein uns von dem Verdachte reinigen kann, den dieses übermüthige Geschöpf auf uns zu werfen wagte.“

Die Dame zeigte wenig Lust zu einer solchen Durchsuchung, verstand sich aber endlich doch dazu, nur um dem dringenden Begehren ihrer Dienerinnen zu entsprechen. Fast ungehalten erhob sie sich von ihrem Armstuhle und stieg in Begleitung der Letzteren ins obere Stockwerk empor. Nachdem man das Gemach der Kammerfrauen betreten, fingen diese sogleich an, ihre Schränke zu öffnen und ihre Habseligkeiten vor den Augen der Gebieterin auszubreiten. „Ach, laßt es doch,“ sagte diese nach einem flüchtigen Blicke auf das vor sie Hingelegte; „es ist nichts weiter nöthig — gehen wir.“ Damit wollte sie sich entfernen.

„Wie?“ fuhr eine der beiden Kammerfrauen auf; „sind wir vielleicht schlechter als Natalina? Wir haben uns einer Untersuchung unterworfen, und sie soll frei ausgehen?“

Nur aus Rücksicht auf Natalina, damit kein Verdacht auf ihr haften bliebe, verstand sich die Dame zuletzt dazu, auch Natalinens Gemach zu betreten. Mit freundlichem

Lächeln sagte sie zu dem jungen Mädchen: „Gib uns den Schlüssel zu deinem Schranke, Natalina!“

„Mein Schrank ist nie verschlossen,“ sagte diese, öffnete die Thüre desselben und forderte die Kammerfrauen auf, ihre Kleider zu durchsuchen. Diese schickten sich hastig an, die dort aufbewahrten Kleidungsstücke herauszunehmen, und siehe da! im Hintergrunde des Schrankes, eingehüllt in ein altes Unterkleid, fand sich das vermißte Besteck.

Natalina erbleichte, die Dame stand in Erstaunen versunken da, und die beiden Kammerfrauen hielten ihr das Vorgefundene mit triumphirenden Blicken vor die Augen.

„Was soll das heißen?“ fragte die Dame zuletzt, zu Natalina gewendet.

„Ich weiß von nichts,“ erwiderte diese in tiefster Bestürzung über das Vorhandensein des Silberbestecks in ihrem Schranke, das sie auf keine Weise sich zu erklären wußte.

„Schäme dich,“ rief die Dame; „ich hatte dich wie eine Tochter behandelt . . .“

Nun ergriff eine der Kammerfrauen das Wort und fiel mit wütenden Schmähungen über Natalina her; sie schalt sie eine Diebin, eine Nichtswürdige, und fügte hinzu: „Wenn du nicht augenblicklich das Haus verlässest, so bleiben wir keine Stunde länger . . .“

„Ich kenne meine Pflicht,“ sagte die Dame; „sogleich schnüre dein Bündel, Natalina. Den Diebstahl würde ich dir vielleicht verziehen haben, aber daß du diese Unschuldigen verdächtig machen wolltest, während du selbst die Schuldige

warst, das beweist, daß ich meine Gunst einer durchaus Unwürdigen geschenkt hatte."

Natalina wollte sich rechtfertigen, aber die Dame schnitt ihr das Wort ab. „Schweig'," rief sie, „die Thatsache spricht unwiderleglich. Mein Gondolier wird dich augenblicklich zu deiner Stiefmutter zurückführen."

Das unglückliche Mädchen brach in heiße Thränen aus und wollte die Hand ihrer Herrin küssen. Diese aber wies sie strenge zurück. Die beiden Kammerfrauen führten Natalinen zum Gondolier, dem sie den Vorfall mit vielem Aufwande von Worten erzählten, indem sie ihm zugleich den Auftrag der Dame kund machten.

Der Mann faßte schweigend bald Natalinen, bald die beiden Frauen ins Auge. Dann führte er das junge Mädchen fort, welchem die Kammerfrauen noch Spott- und Schmähreden nachsandten.

Auf dem Wege stürzten häufige Thränen über die Wangen Natalinens. Der Gondolier blickte sie von Zeit zu Zeit an und sagte zuletzt: „Du hast nicht recht gethan, Mädchen!"

„Ich bin unschuldig!" rief diese aus.

„Ei," versetzte der Gondolier, „das sagen alle Diebe. Deine Herrin hat dich doch lieb gehabt, so viel ich weiß?"

„Mehr als ich verdiente."

„Dann hast du eine große Thorheit begangen. Lange kann die alte Frau nicht mehr leben, und sie hätte dir ohne Zweifel etwas hinterlassen."

„Sie hatte es mir sogar versprochen."

„Wußten das die Kammerfrauen?“

„Sie sprach davon in ihrer Gegenwart.“

„Wisse, Kind, das sind ein Paar Harpyen, ein Paar neidische Klätſcherinnen, und du biſt nicht die erſte Dienerin, die ihretwegen den Dienſt verlaſſen mußte.“

Während dieſes Geſprächs waren ſie vor dem Hauſe Eleonorens angelangt. Dieſe zeigte ſich nicht wenig betroffen über die unerwartete Erſcheinung Natalinens, und als nun der Gondolier ihr nothgedrungen die Urſache dieſer Heimkehr andeutete, da gerieth ſie, wie man ſich wohl denken mag, in nicht geringen Zorn und war nahe daran, das unglückliche Mädchen von ihrer Thüre zu jagen. Aber der Gondolier ſagte ihr einige beruhigende Worte und entfernte ſich nicht früher, als bis ihre Aufregung ſich einigermaßen gelegt hatte.

Zum Abſchied flüſterte der Gondolier Natalinen noch die Worte zu: „Mein liebes Kind, du haſt deinen Schrank offen gelaffen und jene beiden Vetteln haben vielleicht doch genug, ich darf nicht reden, wie ich wollte; man könnte mich alten Mann ebenfalls aus dem Hauſe jagen. Faßt Euch und bedenkt, daß Ihr nicht das erſte verfolgte und unſchuldig verleumdete Geſchöpf ſeid.“

Eleonore, welcher es trotz ihres aufbrauſenden und heftigen Temperamentes doch weder an menſchlichem Gefühl noch an geſundem Verſtande fehlte, kam nach einiger Ueberlegung bald zu der inneren Ueberzeugung, daß Natalina, deren Charakter ſie kannte, eines Vergehens, wie das ihr zur Laſt gelegte, nicht fähig ſei. Sie verfügte ſich einige

Male in das Haus der alten Dame, erhielt aber immer den Bescheid, daß diese sie nicht empfangen wolle. Hierdurch wurde der Verdacht, den Eleonore gegen die beiden Kammerfrauen hatte, noch gesteigert, und sie zweifelte nicht, daß ihr diese Abweisung ohne Vorwissen der Dame widerfahren.

So blieb denn Natalina für jetzt wieder im Hause ihrer Stiefmutter, mit weiblichen Arbeiten sich den kärglichen Unterhalt verdienend.

Nur selten ging sie aus, um sich zu erholen, doch besuchte sie täglich zur bestimmten Stunde die Messe. Ernst und sitzsam legte sie den Weg zur Kirche San Barnaba zurück, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war. So verfloß eine geraume Zeit.

Eines Tages, als sie eben wieder von der Messe zurückkehrte, bemerkte Eleonore auf den Wangen des Mädchens eine ungewohnte Röthe. Verwundert fragte sie dieselbe, was ihr begegnet sei.

Noch tiefer erröthend gestand Natalina, daß ihr ein junger Mann gefolgt sei, als sie die Kirche verließ, und einige freundliche Worte an sie gerichtet habe.

„Wie?“ rief Eleonore, „du gibst jungen Männern Gehör?“

„Durchaus nicht,“ versetzte Natalina, „aber wenn der liebe Gott Euch von der Last befreien wollte, die ich Euch verursache, könnte er es nicht vielleicht dadurch, daß er mich eine Gelegenheit zur Verheiratung finden ließe?“

„Zur Verheiratung? Albernes Mädchen! Die Männer sehen heutzutage nur auf die Mitgift. Ich weiß, was mir mit deinem Vater begegnet ist. Du bist eine Elende und hast kein Glück Dein Leben lang.“

„Ach ja, Ihr habt nicht Unrecht. Ich bin nur zum Unglück geboren. Verzeiht mir, ich will jede eitle Einbildung dieser Art fahren lassen.“

Den nächsten Tag ging Natalina in Begleitung ihrer Stiefmutter zur Messe. Sie bemerkte denselben jungen Mann an der Thüre der Kirche. Als sie in diese eingetreten war, so wendete sie sich versthöhlener Weise um, begierig zu wissen, ob der Jüngling ihr gefolgt sei. Aber er hatte die Schwelle der Kirche nicht überschritten. Bei der Rückkehr nach Hause aber bemerkte sie ihn wieder auf der Straße hinter sich.

Viele Tage lang wiederholte sich das Nämliche.

Eines Tages aber faßte der Unbekannte Muth und übergab Natalinen einen Brief mit der bescheidenen Bitte, ihn nicht ungelesen zu lassen, worauf er sich eilig wieder entfernte. Der Brief enthielt in wenigen und einfachen Worten eine Liebeserklärung. Es war jedoch kein Name unterzeichnet.

Natalina war außer sich vor Freude und zeigte den Brief Eleonoren. Am nächsten Morgen ging sie allein zur Kirche. Der junge Mann näherte sich ihr, grüßte sie höflich, und erbat sich eine Antwort auf sein Schreiben.

Natalina fragte ihn um seinen Stand und seine Herkunft.

„Ich bin aus Pesaro gebürtig,“ erwiederte er. „Meine Eltern haben mich nach Venedig gesandt, um hier den Handel zu erlernen.“

„Wisset Ihr aber auch,“ fragte Natalina, „daß ich ein ganz armes Mädchen bin?“

„Ich weiß Alles; auch ich bin nicht reich.“

„Ich möchte nicht gerne getäuscht werden.“

„Ihr habt ganz Recht.“

„Darf ich Euch bitten, mir Euren Namen mitzu-
theilen?“

„Erlaubt mir, daß ich ihn für jetzt noch verschweige.“

„Aber ich begreife nicht . . .“

„Zu seiner Zeit, wenn Ihr den Grund meines Schweigens
erfahret, werdet Ihr mich entschuldigen.“ —

Von da an sah Natalina ihren Geliebten jeden Tag; zuweilen kam er auch, nach venezianischer Sitte, des Abends unter ihr Fenster, um mit ihr zu sprechen. Er zeigte sich von so herzlicher, ja leidenschaftlicher Liebe für sie ergriffen, daß das Mädchen im Gefühle ihres Glückes, an welches sie kaum glauben konnte, zuweilen ausrief: „Ach, ich war immer unglücklich — gewiß ist auch dieses Glück nur ein scheinbares; wer weiß, was für ein neues Unheil für mich daraus hervorgehen wird!“

Der junge Mann begleitete Natalinen regelmäßig zur Messe, aber er trat nie in die Kirche mit ihr ein. Natalina fragte ihn einmal um die Ursache.

„Ich will es dir sagen,“ versetzte er; „ich habe ein Vorurtheil, das dem hiesigen Brauche entgegen ist. Dieses Liebeln am heiligen Orte gefällt mir nicht. Wenn ich mit dir in die Kirche einträte, so würde ich dich vielleicht in deiner Andacht stören.“

Natalina ehrte diese fromme Rücksicht.

Ein anderes Mal drang sie in ihn, er möge ihr doch seinen Namen nicht länger verschweigen. Nach einigem Zögern sagte er ihr, daß er sich Gabriel Alfierini nenne. Natalina fragte ihn nach seiner Familie, seiner Wohnung.

„Ich wohne,“ versetzte er, „zu San Marziale. Ich erlerne den Handel bei einer israelitischen Familie.“

„Wie? bei einer jüdischen Familie?“

„Ja wohl, die aus durchaus braven und ehrwürdigen Leuten besteht.“

Natalina war durch das Gehörte nicht ganz beruhigt. Sie theilte es erst Eleonoren und dann auch ihrem Beichtvater mit, der auch Eleonoren persönlich kannte und beiden Frauen schon oft ein Tröster und Berather in Drangsalen gewesen war. Der würdige Priester versprach ihr, über den jungen Mann genauere Erkundigungen einzuziehen.

Inzwischen verdoppelte der unbekante Liebhaber die Beweise seiner Zärtlichkeit für Natalina. Er machte ihr auch einige kleine Geschenke, die Natalina mit einer zierlichen Handarbeit erwiderte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit der Zuneigung, welche der junge Mann für Natalina kundgab, machte auch auf Eleonoren einen so guten Eindruck, daß sie ihm zuletzt den Eintritt in ihr Haus gestattete. Er machte getreulich Gebrauch von dieser Erlaubniß, doch immer erst in später Abendstunde, wenn er seine Berufsgeschäfte verrichtet hatte.

Eines Tages besuchte der oben erwähnte Geistliche das Haus Eleonorens und erzählte den beiden Frauen, daß er Nachforschungen über den jungen Mann angestellt habe, daß dieselben jedoch vollkommen erfolglos geblieben seien. Der Name, den der junge Mann als den seinigen bezeichnet habe, sei in der Contrado S. Marziale gänzlich unbekannt.

„Vielleicht weil er ein Fremder ist und noch nicht lange dort wohnt,“ versetzte Natalina mit schlechtverhehlter Unruhe.

„Hast du mir nicht gesagt,“ fuhr der Geistliche fort, „daß er dich zuweilen bis zur Kirche begleitet?“

„Allerdings, auch morgen versprach er es zu thun.“

„Gut, ich werde eine Person dort aufstellen, die ihn im Auge behalten und ihm unbemerkt bis in seine Wohnung folgen soll.“

Am nächsten Tage erschien der Unbekannte zur bestimmten Stunde und begleitete Natalina zur Kirche, wo der Geistliche schon eine verlässliche Person aufgestellt hatte.

Zwei Tage später kommt der Geistliche zu Eleonore in heftiger Aufregung. Die beiden Frauen erschrecken vor seiner unglückverheißenden Miene.

„Nun weiß ich,“ ruft der Priester, „nun weiß ich, wer der junge Mann ist! O der Unwürdige! Arme Natalina! armes, immer unglückliches Mädchen!“

„O Himmel, was ist geschehen?“ fragten die Frauen.

„Wisse,“ sagte der Geistliche, zu Natalina gewendet, „der Mann, den du liebst, der dir so schöne Versprechungen machte, von dem du meintest, daß er dich zum Altare führen würde — er ist ein Jude!“

„Gerechter Himmel!“ rief Eleonore, „wer hätte das geglaubt? Nun begreife ich, warum er niemals die Kirche betreten wollte!“

Natalina brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er wird diesen Abend wie gewöhnlich hierherkommen,“ fuhr Eleonore fort; „wir wollen ihm für sein verrätherisches Benehmen den Text lesen und uns seiner für immer entledigen!“

„Arme Natalina,“ sagte der Priester, „möge Gott dir Kraft geben, diesen Menschen aus deinem Andenken zu verbannen.“

Schluchzend und wortlos vor Schmerz stand das junge Mädchen da, während der Priester, bevor er sich entfernte, nicht ohne Rührung seine Hand auf ihr Haupt legte und mit einem Blicke zum Himmel um den Beistand des Höchsten für sie zu flehen schien.

Mit Einbruch der Nacht klopfte, wie man erwartet hatte, der Liebhaber Natalinens an die Thüre. Eleonore hatte sich kaum überzeugt, daß er es sei, als sie die Geschenke, die er Natalinen gemacht hatte, zusammenraffte, die Stiege damit hinab eilte und sie dem jungen Manne, nachdem sie die Thüre geöffnet, in ihrer gewohnten leidenschaftlichen Weise vor die Füße warf. Sie begleitete dieses Thun mit einigen Erklärungen von sehr unsanfter Art und schloß dem Verblüfften zuletzt die Thüre vor der Nase zu. Natalina hatte sich indessen weinend auf ihr Lager geworfen.

Am nächsten Tage erhielt Eleonore folgendes Schreiben: „Ich gestehe meine Schuld; ich habe die Wahrheit verschwiegen, aber ich that es nur aus inniger Liebe, die ich für Natalinen hege und immer hegen werde. Aber glauben Sie nicht, daß ich ganz ein Unwürdiger bin . . . meine Seele ist von tausend widerstreitenden Empfindungen zerrissen . . . Seien Sie versichert, daß ich seit langer Zeit, schon bevor ich Natalinen kannte, mich mit dem Gedanken trug, ein Bekenner des Evangeliums zu werden.“

Diese letzten Worte überraschten Eleonoren, und sie theilte den Brief ihrem und Natalinens geistlichen Freunde mit. Dieser las ihn aufmerksam und sagte: „Wenn es sich wirklich so verhält . . . wenn er in Wahrheit die Absicht hätte . . . ich will ihn persönlich sprechen.“ Eleonore theilte

ihm mit, daß der junge Mann noch jeden Abend sich unter ihren Fenstern zeige.

„So will ich um diese Zeit zu Euch kommen,“ versetzte der Geistliche, „und sobald er erscheint, gehe ich zu ihm hinab und lasse mich mit ihm in eine Unterredung ein.“

Gesagt, gethan. Traurig und langsam ging Jacob (dies der wahre Name des Jünglings) zur gewöhnlichen Stunde am Hause Eleonorens vorüber. Der Priester trat aus der Thüre und sprach ihn an. Mit großer Ehrerbietung stand ihm der junge Mann Rede und wiederholte im Laufe des Gesprächs seine Erklärung, daß er seit zwei Jahren damit umgehe, den katholischen Glauben anzunehmen. „Aber ich habe die feste Ueberzeugung,“ fügte er hinzu, „daß, sobald ich dies thue, mein strenggläubiger Vater mir seinen Fluch gibt, und daß ihm meine Religionsänderung eine tödtliche Kränkung verursacht.“

„Was gedenkt Ihr also zu thun?“

„Mein Vater ist hochbetagt . . . nach seinem Tode werde ich nicht zögern, ein Anhänger des Kreuzes zu werden. Dann wird Natalina mir angehören. O ehrwürdiger Herr! ich liebe dieses Mädchen, wie man nur ein menschliches Geschöpf auf Erden lieben kann. Ihr entsagen müssen, das wäre mein Tod.“

„Könnt Ihr mich aber auch als Ehrenmann versichern, daß Ihr nicht bloß, um Natalinen zu besitzen, sondern aus Ueberzeugung dem Glauben Eurer Väter abzuschwören und Christ zu werden bereit seid?“

„Ich beschwöre es vor Gott, daß ich schon, bevor ich Natalina kannte, diesen Entschluß faßte. Die Liebe zu ihr ist mir nur ein neuer Antrieb, diesen Entschluß auszuführen.“

„Ich will es glauben. Für jetzt aber muß alle Gemeinschaft zwischen Euch und Natalina aufhören.“

„Warum, ehrwürdiger Herr?“

„Es darf nicht sein . . . Sobald Ihr ein Bekenner des Evangeliums geworden, dann wird sich Alles finden.“

Jacob empfahl sich mit dem Ausdrucke der tiefsten Betrübniß. „Hier weilen und Natalina nicht sehen, nicht sprechen,“ rief er aus, „wie kann ich das ertragen?“

Die beiden Frauen waren sehr begierig, zu erfahren, was der Priester mit Jacob gesprochen hatte. Bald hatte der Erstere sie davon unterrichtet. Natalina überließ sich einem tiefen, stummen Schmerze. Ungefähr einen Monat später erhielt Eleonore ein neues Schreiben von Jacob, welches folgendermaßen lautete:

„In diesem Augenblicke ruft ein Brief mich in meine Heimat, wo mein Vater auf dem Sterbebette liegt. Der Himmel weiß, ob ich ihn noch lebend finde. Sagen Sie Natalinen, daß ich niemals mein gegebenes Wort brechen werde. Ihre oder Natalinens Briefe finden mich sicher in Pesaro.“

Das junge Mädchen wollte diesen Brief sogleich erwiedern. „Laß es gut sein,“ mahnte Eleonore; „wenn er dich wahrhaft liebt und dich nicht betrügen will, so wird er bald von Neuem schreiben.“

Diese Muthmaßung verwirklichte sich bald. Jacob bestätigte in einem zweiten Briefe, daß sein Vater dem Tode nahe sei und wiederholte die Versicherung seiner unveränderlichen Liebe zu Natalinen. Diese antwortete ihm auf Eleonorens Rath mit wenigen und zurückhaltenden Worten.

Ein ganzer Monat verfloß ohne weitere Kunde von

Jacob. Endlich kam ein neues Schreiben von ihm, in welchem er folgende Nachricht gab:

„Das Befinden meines Vaters hat sich ganz unerwarteter Weise um Vieles gebessert. Ich kann nicht anders als den Himmel dafür danken . . . Geduld, theure Natalina! Mein Vater hat Verdacht geschöpft, daß ich meiner Religion abschwören wolle. Welche Vorwürfe mußte ich hören! Ach, ich bin der Unglücklichste aller Menschen!“

Natalina las diese Zeilen mit anscheinender Ruhe. Einige Tage später aber wurde sie von einem Fieber befallen, das sich als sehr hartnäckig erwies. Jacob ließ von Zeit zu Zeit Briefe ähnlichen Inhalts folgen, die aber allmählig seltener wurden. Zuletzt verfloss ein halbes Jahr, ohne daß von ihm eine Nachricht kam. Das Siechthum und der Trübsinn Natalinens nahm inzwischen fortwährend zu. Der Name Jacob's kam jedoch niemals über ihre Lippen.

Endlich traf von dem schwer Vermißten folgende Botschaft ein: „Mein Vater ist nicht mehr. Strafe mich der Himmel, wenn ich diesen Augenblick herbeigewünscht habe. Du aber, Natalina, magst nun den Schmerz und die Ungeduld deines langen Harrens vergessen. Noch sind nicht zwei Stunden verflossen, seit mein Haupt mit dem Wasser begossen wurde, das die Erbsünde hinwegwäscht. Ich bin nicht mehr Jacob, ich bin Giovanni. Wiedergeboren bin ich, o Natalina, für mich und dich! Niemand hat mehr über mich zu gebieten, und ich besitze soviel als hinreichend ist, für uns Beide ein bescheidenes Lebensglück zu gründen. Heute zählen wir den vierzehnten, am einundzwanzigsten bin ich in deinen Armen, und wir gehören einander für immer an!“

Welche Ueberraschung bereitete Eleonoren dieser Brief! Aber sie sagte zu sich selbst: „Soll ich ihn Natalinen übergeben? Sie ist in einem solchen Zustande von Schwäche . . . ich möchte nicht, daß das unerwartete Glück ihr eine zu heftige Erschütterung verursache . . . Vielleicht aber könnte sie diese Freudenbotschaft vom Rande des Grabes zurückreißen, an welchen sie schon gelangt ist. Ich will mich mit unserem geistlichen Freunde besprechen.“

Der würdige Priester theilte die Freude Eleonorens über den Brief und nahm es auf sich, Natalinen mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen.

„Liebe Tochter,“ sagte er, indem er sich dem Bette der Kranken näherte und seine Hand auf ihre Stirn legte, „hoffst du noch auf Gottes Beistand?“

„Ich hoffe und vertraue auf ihn,“ versetzte sie mit matter Stimme.

„Und worin bestehen deine Hoffnungen?“

„Daß er mich bald in seinen Schooß aufnehme.“

„Hoffst und wünschst du nichts mehr auf dieser Erde?“

„Die Güter der Erde sind trügerisch. Ihr selbst habt es mir oft gesagt, ehrwürdiger Vater! Jacob hat mir einst geschworen, daß er mich liebt; auch er hat mich betrogen.“

„Betrogen? wer weiß? Natalina, gib nicht alle Hoffnung auf!“

„Ich hoffe nichts mehr.“

„Bist du stark genug, eine gute Nachricht zu vernehmen?“

„Ich glaube an keine freudige Botschaft. Der Unglücksstern, der über meiner Wiege stand, wird mich bis zu meinem Grabe begleiten!“

„Sage das nicht; Gott ist allmächtig; mit seinen Willen kann sich Alles ändern. Doch zur Sache. Wisse, Jacob hat wieder von sich hören lassen.“

„Ach ich werde nie die Seinige werden.“

„Fasse Muth, Natalina. Lies diesen Brief und überzeuge dich von den Wirkungen der göttlichen Gnade.“

Natalina erhob sich mühsam im Bette, unterstützt von Eleonoren. Ihre Augen waren starr auf das Blatt geheftet, das der Priester ihr darreichte. Sie las die Zeilen langsam vor sich hin und fing dann wieder von vorn zu lesen an, als hätte sie den Sinn noch nicht verstanden. Als sie den Brief das zweite Mal durchgelesen, lächelte sie bitter und fragte: „Ihr hintergeht mich vielleicht? Ihr wollt mich trösten?“

„Siehst du denn nicht,“ fragte Eleonore, „es ist Jacob's eigene Schrift . . . oder vielmehr Giovanni's . . .?“

„Giovanni's? Ach ja, Giovanni's! Gesegnet sei mir der Name! Giovanni also“

„Wird in Kurzem bei dir sein!“

„Bei mir?“ — Hier sank Natalina, von einer Ohnmacht überwältigt, zurück. Aber fast augenblicklich erholte sie sich wieder, lächelte und rief: „Der Brief, der Brief! laßt ihn mir, ich will ihn noch einmal lesen!“

„Da, da,“ sagte Eleonore.

„Welches Datum trägt er?“

„Er ist vom 14. d. Mts.“

„Und heute haben wir?“

„Den 18.“

„Noch zwei Tage und er wird hier sein!“

Natalina verbrachte die Nacht in seltsamen und lebhaften Träumereien. Sie sprach mehrmals laut und ihre Reden waren verwirrt. Am folgenden Morgen versuchte sie aufzustehen und brachte es auch mit einiger Anstrengung zu Stande.

„Es sind viele Monate,“ sagte sie, „daß ich nicht nach meinen Kleidern gesehen habe. Was wird Giovanni sagen, wenn er mich so vernachlässigt findet? Ich will doch den Schrank durchmustern und alles Schadhafte in guten Stand setzen. O Eleonore! meine gute Mutter! bald will ich Euch von der Last befreien, die Ihr so lange getragen habt. Aber ich werde nicht undankbar sein. Vielleicht können wir auch zusammen wohnen. Uebermorgen wird Giovanni hier sein, und dann halten wir Hochzeit . . . ich will, daß es so bald als möglich geschehe.“

„Das freut mich sehr,“ erwiderte Eleonore, doch war in dem Blicke, mit welchem sie Natalinen musterte, nichts weniger als volle Beruhigung und ungetrübte Hoffnung zu lesen.

„Man muß doch auch die Stube scheuern und das ganze Haus,“ fuhr Natalina fort. So brachte sie den ganzen Tag in aufgeregter Geschäftigkeit zu und erhielt sich zur Ueberraschung Aller bei ungeschwächten Kräften. Auch schlief sie in der darauffolgenden Nacht leidlich.

So kam der 20. heran. Schon am frühen Morgen wollte Natalina aufstehen, aber es fiel ihr schwerer als den Tag zuvor. Bald mußte sie in großer Ermattung sich wieder auf einen Stuhl niederlassen. Dennoch sagte sie: „ich befinde mich wohl.“ Ein paar mal fragte sie: „Wer klopft? vielleicht er? Doch nein, erst morgen hat er versprochen zu kommen.“

Der befreundete Geistliche kam. „Ah, seid mir willkommen!“ rief Natalina. „Ihr seid es ja, der mir die große Freudenbotschaft gebracht hat. Daß Euch der Himmel dafür segne! Morgen wird sich also Alles entscheiden! Ich werde endlich glücklich sein. Und vielleicht . . . Gott verzeihe mir diesen Hochmuth . . . vielleicht verdiene ich nach so vielen Leiden es zu sein . . . aber, ehrwürdiger Vater, wie kommt es doch, daß es so dunkel wird? Beginnt es vielleicht zu regnen?“

„Nein, liebes Kind, die Sonne scheint in ihrer vollen Reinheit.“

„Dann weiß ich nicht . . . mir ist ganz dunkel vor den Augen . . . ich sehe Euch nicht mehr . . .“

„Fühlst du dich leidend?“

„Ich weiß nicht . . . eine gewisse Beängstigung, die immer mehr zunimmt . . . o Gott, o Gott . . . Euren Segen, ehrwürdiger Vater . . .“

Natalina sank zurück. Sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Priester besprengte sie mit geweihtem Wasser und sprach die Sterbegebete über sie. Eleonore ließ in größter Eile den Arzt rufen. Dieser kommt, untersucht den Körper Natalinens und erklärt: „Sie ist todt.“

Unter Thränen rief Eleonore aus: „Was wird Giovanni sagen, wenn er morgen kommt und sie todt findet?“

„Ich mache mich auf Schlimmes gefaßt,“ versetzte der Pfarrer. Dieser junge Mann, der Natalinen so leidenschaftlich liebte, der vielleicht nur ihretwegen seinen Glauben abschwor, er wird sich gewiß der Verzweiflung hingeben, wenn er sie todt findet.“

„Was ließe sich thun,“ fragte Eleonore, „um ihn nicht gleich im ersten Augenblick durch die traurige Wahrheit zu erschrecken?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Priester; „doch ist es vielleicht am besten, da er morgen kommt, noch diesen Abend den Leichnam Natalinens in die Kirche zu bringen und morgen frühzeitig zu bestatten.“

Eleonore war damit einverstanden. Alle Anstalten wurden sogleich getroffen, den Vorschlag des Pfarrers auszuführen. Natalina wurde in weißes Linnen gekleidet und ein Kranz von Rosen um ihr Haupt geschlungen. Dann wurde sie mitten in einer Kammer auf einen grünen Teppich gelegt. Viele Frauen der Nachbarschaft kamen, theils aus Frömmigkeit, theils aus Neugierde, um dem Leichnam eine Sprengung geweihten Wassers zu geben und Gebete darüber zu sprechen.

Die Nacht kam heran. Wenige Fackeln und das murmelnde Gebet zweier Priester begleiteten das junge Mädchen zur letzten Ruhestätte. In der Kirche S. Barnaba wurde sie ausgestellt und bei ihrem Leichnam die übliche Nachtwache gehalten. Bei Sonnenaufgang, noch vor Beginn der ersten Messe wurde ein Grab eröffnet. Natalina wurde in dasselbe hinabgelassen, und der Gruftstein schloß sich über ihr. Denselben Morgen kam Giovanni an.

Die Verzweiflung, mit welcher er die Trauerkunde vernahm, ist nicht zu beschreiben. Das Haus Eleonorens wiederhallte von seinen Klagen. „Warum,“ rief er aus, „warum habt Ihr sie fortgetragen? Meine Gegenwart, meine Liebe, meine Küsse hätten sie ins Leben zurückgerufen!“

Dank der Vermittlung des mitleidvollen Priesters, erwirkte Giovanni zuletzt die Erlaubniß, das Grab Natalinens öffnen zu lassen, damit er die Geliebte noch einmal sehen könne. Man eröffnete also das Grab, und fand — — o Schauder! — — man fand das unglückliche Mädchen, jetzt erst wahrhaft todt — auf den Knien liegend, die Augen aus ihren Höhlen getreten, das Gesicht verzerrt vom Ausdrücke der entsetzlichsten Verzweiflung Sie war lebendig begraben worden.

Damit endet unsere einfache Erzählung. Niemals in ihrem Leben konnten Eleonore und der Priester sich's vergeben, daß sie, wenn auch in der besten Absicht, die Veranlassung zur übereilten Beerdigung der Scheintodten gewesen waren. Man suchte die schauerliche Thatsache geheim zu halten, aber Giovanni's Leid kannte keine Grenzen, und die Ausbrüche seiner Verzweiflung machten die Wahrheit bald überall offenkundig.

Der treffliche Priester aber ermangelte nicht, so lange er lebte, in seinem täglichen Gebete unter Seufzern und Thränen auch für die Ruhe der Seele Natalinens den Himmel anzusehen. Oft rief er dabei aus: „Ich bete für sie, und doch bedürfte vielmehr ihres Gebetes ich armer Sünder, der ich ihren Tod veranlaßte. Möge sie im Himmel für mich Fürbitte leisten. Ihr Platz kann nur im Schooße des ewigen Friedens sein. Denn einmal und irgendwo muß doch das irdische Schickſal sich ausgleichen, und nur zeitlich verdüstert, aber nicht ewig ausgelöscht werden kann der Gnadenstral der ewigen Liebe.



